Nummer 1/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Waldflora und Holzwirtschaft im Nahe-Hunsrück-Raum

Ein historischer Überblick

VON RAINER SEIL, RÜDESHEIM AN DER NAHE

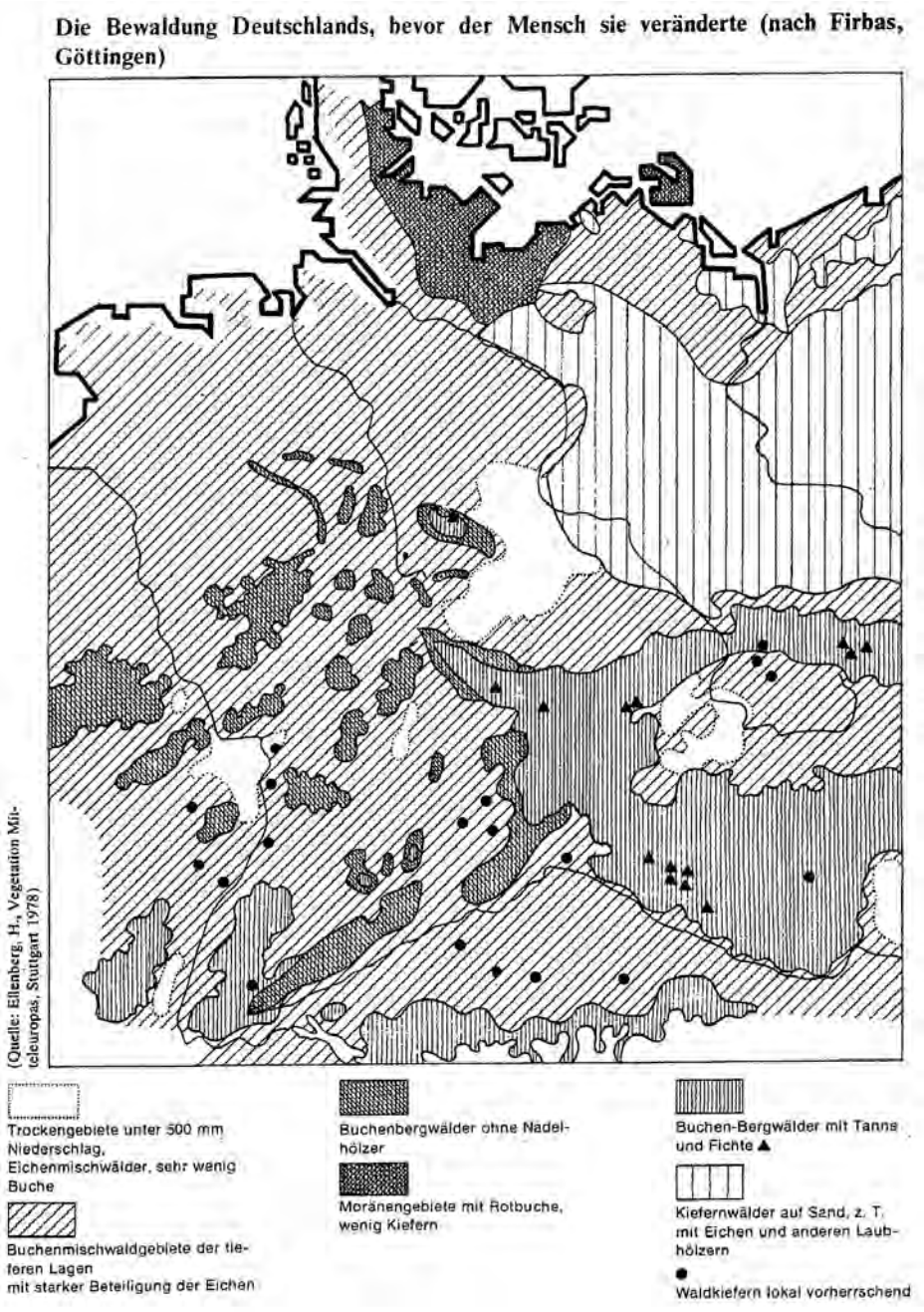
1. Naturräumliche und botanische Grundlagen

Der Nahe-Hunsrück-Raum mit Hunsrück und Soonwald ist der südliche Teil des Rheinischen Schiefergebirges, dessen Gesteine stark vergröbert gesehen im Norden dem Devon (Schiefer, Quarzit) zuzuordnen sind, während sich südlich daran die Gesteine und die daraus resultierenden Böden aus der Zeit des Rotliegenden anschließen, die teilweise vulkanischer Herkunft sind. Der eigentliche Hunsrück ist auf seiner Hochfläche etwa 350 bis 500 Meter hoch. Der Soonwald erreicht Höhen von über 650 m und der Erbeskopf im Idar-Wald stellt mit 816 m die höchste Erhebung in Rheinland-Pfalz dar.

Das Klima des Untersuchungsgebietes ist sehr variabel. In den höchsten Lagen des Hunsrücks werden im langjährigen Jahresmittel Januartemperaturen von -2,5 Grad Celsius ermittelt. Im Juli liegen sie bei +13,5 Grad Celsius. Wesentlich wärmer ist es in den geschützten Tallagen von Mosel, Nahe und Mittelrhein. Im Jahresdurchschnitt kommen 47 Prozent aller Winde aus Südwest und West, 35 Prozent aus Nordwest bis Nordost und 8 Prozent aus Süd beziehungsweise Südost. An 25 bis 30 Tagen im Jahr treten Stürme auf mit Windstärke 8 und mehr. Davon entfallen 80 Prozent auf das Halbjahr November/April und nur 20 Prozent auf die Zeit von Mai bis Oktober.

Die natürliche Vegetation unseres Raumes **(potenzielle Klimaxvegetation)** war ursprünglich ein reines Laubwaldgebiet. Als heimische Koniferen gelten lediglich Wacholder *(Juniperus communis)* und Waldkiefer *(Pinus sylvestris)*. Der bedeutende deutsche Forstwissenschaftler Hans Hausrath (1866–1945) nahm an, dass für die Zeit um 1300 in Deutschland der Anteil des Laubwaldes bei 75 Prozent lag, der des Nadelwaldes bei 25 Prozent.

Von Natur aus überwog in weiten Teilen unserer Region der Rotbuchen-Hochwald. Die **Rotbuche** *(Fagus sylvatica)*, einst die vorherrschende Baumart in Deutschland und Mitteleuropa, kann sich unter günsti-



Fundstelle: Karl Hasel, Vom Urwald zum Wirtschaftswald, Bonn 1987, S. 28

Geschichte des Waldes in Mitteleuropa

WALDGESCHICHTE MITTELEUROPAS

ZEITGRENZEN	GEOLOGISCHE PERIODEN	KLIMAPERIODEN POLLENDIAGRAMMZONEN	WALDZEITEN		KULTURPERIODEN
GEGENWART		NACHWÄRMEZEIT (SUBATLANTIKUM)	WALDBAUZEIT (FORSTE) (BEGINN DER GROSSEN PLANMÄSSIGEN RODUNGEN)		NEUZEIT
		KLIMA VERSCHLECHTERUNG	BUCHENZEIT		MITTELALTER (LA TÈNE)
v. CHR.	HOLOZÄN				EISENZEIT
800 – 500	ALLUVIUM	SPÄTE WÄRMEZEIT (SUBBOREAL)	EICHEN MISCHWALD – BUCHENZEIT		BRONZEZEIT
2 500	POSTGLAZIAL				NEOLITHIKUM 4200 v. CHR.
		MITTLERE WÄRMEZEIT (ATLANTIKUM)	EICHENMISCH WALDZEIT (BEGINN d. RODUNG)		
5 500	NACHEISZEIT				
6 800		FRÜHE WÄRMEZEIT (BOREAL)	KIEFERN – HASELZEIT		MESOLITHIKUM
	ENDE DER LETZT. EISZEIT	VORWÄRMEZEIT (PRÄBOREAL)	BIRKEN – UND KIE / BI – ZEIT		
8 000		JÜNG. SUBARKT. ZEIT (JÜNGERE DRYASZEIT)	KIE / BI / WALD TUNDRAZEIT		
8 800	SPÄTGLAZIAL	MITTL. SUBARKT. ZEIT (TEMPERIERT ALLERÖD – WÄRMESCHWANKUNG)	KIE – UND BI – WALDZEIT		MAGDALÉNIEN UND ANDERE ENDPALÄOLI THISCHE KULTUREN
10 000					
11 000	HOCHGLAZIAL	ÄLTERE SUBARKT. ZEIT (SUPARKTIKUM)	FAST BAUML. TUNDRENZEIT		GRAVETTIEN
			BIRKENWALD TUNDRAZEIT		
13 000		ARKTISCHE ZEIT (ARKTIKUM)	BAUMLOSE TUNDRENZEIT		(JUNG-) PALÄOLITHIKUM
18 000					

Fundstelle: Karl Hasel (wie oben), S. 29

gen Bedingungen zu einem stattlichen Baum von bis zu 40 Metern Höhe entwickeln. Sie ist ein typisches Schattholz und gegenüber anderen Gehölzen sehr dominant. Außer der Buche gedeihen in ihrem Schatten kaum andere Gehölze oder Pflanzen, weshalb sich von Natur aus ziemlich reine Buchenbestände herausbilden, in unserer Region in ihrer äußerst artenarmen Form.

Das natürliche Areal der Rotbuche deckt sich mit den gemäßigten Regionen Europas. Hemmend wirken ihre mangelnde Frostresistenz (vor allem im Osten) und ihre Empfindlichkeit gegenüber Dürre und Hitze. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass in Mitteleuropa unter natürlichen Voraussetzungen in Bergregionen Nadelwälder sich an die Laubwälder anschließen. Im Mittelmeerraum verhält es sich dagegen umgekehrt. Dort bildet die Rotbuche die obere Waldgrenze (zum Beispiel auf Korsika).

Das zweite wichtige Laubgehölz in unserem Raum ist die **Trauben-Eiche** *(Quercus petraea)*, der Baum des Jahres 2014. Sie ist eine klassische Lichtholzart und erlaubt auch andere Gehölze und Sträucher in ihrer Umgebung, weshalb an ihren Standorten die Boden- und Strauchflora abwechslungsreicher und vielfältiger gestaltet ist als im Buchenhochwald. Auch die Traubeneiche kann unter günstigen Wachstumsbedingungen stattliche 40 Meter Höhe erreichen. Bedingt durch die im Nahe-Hunsrück-Raum lange betriebene Niederwaldwirtschaft treffen wir sie jedoch häufig in mehrstämmigen Exemplaren von meist bis zu zehn Metern Höhe an. In den weiter südlich an den Soonwald anschließenden Flusstälern waren von Natur aus Eichen-Hainbuchenwälder verbreitet, da es hier schon wesentlich trockener ist.

An wenigen klimatisch besonders sonnenexponierten Hängen unserer Region haben sich teilweise bis heute submediterrane Gehölze erhalten, beispielsweise an den Felsköpfen im Mosel-, Nahe- und Mittelrheintal. Häufig werden solche Standorte heute von Weinbergen eingenommen. Charakterarten bei den in Mitteleuropa sonst seltenen Gehölzen sind zum Beispiel die **Elsbeere** *(Sorbus torminalis)*, der **Felsenahorn** *(Acer monspessulanum)*, die **Weichsel** *(Prunus mahaleb)* und weitere eher strauch- und krautartige Pflanzen. Elsbeere und auch Felsenahorn haben ihren Verbreitungsschwerpunkt in Südeuropa. In der Botanik werden sie als äußerst wärmeliebende Gehölze der **submediterranen Xerothermvegetation** [aus dem nördlichen Mittelmeerraum stammende Pflanzen, die Wärme lieben und Trockenheit ertragen] zugeordnet. In Mitteleuropa kommt der Felsenahorn weit nördlich isoliert nur in den Tälern von Nahe, Mittelrhein und Mosel vor (Weinbauklima).

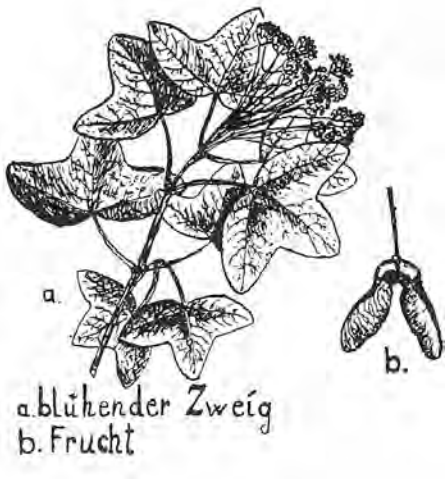
Der Vollständigkeit halber sei bereits an dieser Stelle zum besseren ökologischen Verständnis als wichtigstes Fremdgehölz die **Fichte** *(Picea excelsa)* genannt. Ihre natürlichen Verbreitungsgebiete liegen in den höheren Mittelgebirgen oberhalb 800 Metern und in den Alpen bis 2000 Meter. Botaniker rechnen sie zur subalpinen Zone. In den ursprünglichen Wuchsgebieten erreicht der Baum eine stattliche Höhe von bis zu 70 m. Die Fichte wäre damit das höchste Gehölz in Europa. In der Regel sind es allerdings nur 30 bis 50 m.

Rheinland-Pfalz gilt als waldreiches Bundesland. Der Waldanteil des Staatsgebiets der Bundesrepublik Deutschland beträgt heute etwa 30 Prozent. In Rheinland-Pfalz liegt der Waldanteil bei 42 Prozent. Besonders bewaldet sind die Gebiete der ehemaligen Regierungsbezirke Koblenz (44 Prozent der Fläche) und Trier (42 Prozent der Fläche). Waldärmer sind, vom Pfälzer Wald abgesehen, die südlichen Teile unseres Bundeslandes, bedingt vor allem durch das waldarme Rheinhessen und die dicht besiedelten Anteile an der Oberrheinischen Tiefebene. Im Landkreis Bad Kreuznach sind besonders die nördlich des Kreisgebietes liegenden Regionen stark bis fast ausschließlich bewaldet (Hunsrück, Soonwald). Südlich der Nahe nimmt die Bewaldung ab und leitet im Osten des Kreisgebietes allmählich zum waldarmen rheinhessischen Hügelland über.

2. Vegetationsveränderungen seit dem Mittelalter

2.1. Mittelalter und frühe Neuzeit

Hier wie anderswo hat seit über 1000 Jahren der Mensch massiv in das natürliche Pflanzenkleid eingegriffen und es stellenweise völlig umgestaltet. Im dicht besiedelten Mitteleuropa gibt es im Grunde genommen keine urtümlichen Landschaften mehr. Selbst heute urig anmutende Baumriesen in früheren Hudewäldern [Hüte- beziehungsweise Weidewälder] sind das Ergebnis früherer anthropogener, das heißt durch den Menschen vorgenommener



Felsenahorn (Acer monspessulanum).

Fundstelle: Alfred Blaufuß, Charakteristische Pflanzengesellschaften und Pflanzen des mittleren und unteren Nahegebietes aus ökologischer und geographischer Sicht, Bad Kreuznach 1983 (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, Band 13, 2. Aufl.), S. 39

Elsbeere (Sorbus torminalis).

Fundstelle: Alfred Blaufuß (wie oben), S. 42

Waldnutzungen. Unsere Region, insbesondere die Waldgeschichte des Soonwaldes, ist schon seit langem forsthistorisch und forstwissenschaftlich genau untersucht und in zahlreichen Publikationen dokumentiert worden.

Anthropogene Eingriffe in die Vegetationsentwicklung geschahen in unserem Raum hauptsächlich auf Kosten des Laubwaldes, allem voran auf Kosten der Buche. Gelegentlich hört man den überspitzten Spruch, dass wir in einem natürlichen **Buchenwaldgebiet ohne Buchen** wohnen. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit waren jedoch vor allem die Eichen begehrt, da die Eicheln, weniger die Bucheckern, eine wertvolle Viehnahrung darstellten. Aus diesem Grund wurden Schweine und andere Haustiere zur Mast in den Wald getrieben. Es galt der Spruch, dass in Eichenwäldern die besten Schinken wachsen. Fraßen die Tiere dagegen überwiegend ölhaltige Bucheckern, galt ihr Fleisch als weniger aromatisch. Im Soonwald wurde zwischen Rauh- und Schmalzweide unterschieden. Die Rauhweide (auch Blumen- bzw. Rauchweide genannt) war für die Rinderhaltung von Bedeutung, die Schmalzweide für die Schweinehaltung. Gelegentlich wurden auch Ziegen und Schafe in den Wald getrieben. Die letzteren Haustiere schadeten durch das Aufreißen der Vegetationsdecke mit ihren scharfen Hufen, durch Schälschäden und den Verbiss junger Baumsprösslinge dem Wald nachhaltig. Daher wurden ihre Weiderechte zunächst eingeschränkt, später ganz verboten.

Diese **Waldbewirtschaftung im Rahmen der Viehhaltung** war für die ansässige Bevölkerung zeitweise bedeutender als die eigentliche Holzentnahme. Die Waldweidenutzung war etwa im Soonwald äußerst streng geregelt. Um 1765 besaßen zum Beispiel die vier Dörfer Gebroth, Spall, Allenfeld und Winterburg die „Gemeindeweydigkeit“ im Mandeler Wald. Im Winterburger Amt durfte jeder Viehhalter drei Schweine frei zur Eckernmast in den Wald treiben. Hierbei wurden zwei kleine Schweine als eines gerechnet. Die Tiere wurden vor dem Eintrieb gezählt und erhielten am Ohr eine Einkerbung. Rüben, Kartoffeln und andere Futterpflanzen waren noch weitgehend unbekannt beziehungsweise in der Viehhaltung nicht üblich. Bis weit ins 18. Jahrhundert war die **Waldweide** die wichtigste Grundlage der heimischen Viehhaltung. Erst danach kamen Stallhaltung und Stallfütterung auf.

Zur **Bauholzentnahme** kann im historischen Rückblick festgehalten werden: Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts wurden Häuser ausschließlich aus Holz- und Holzfachwerk gebaut. Elf Orte des Amtes Winterburg, des Oberamtes Kreuznach und das Dorf Argenschwang entnahmen das notwendige Bauholz aus dem nahen Soonwald. Danach wurde das „Halbsteinhaus“ favorisiert und entsprechend strenge Vorschriften für Bauwillige erlassen. Allgemein wurde erst dann neu gebaut, wenn das Vorgängergebäude sich in einem so desolaten Zustand befand, dass es unbewohnbar, schon fast einsturzgefährdet war. Geplant wurde ein neues Wohnhaus für mehrere Generationen. Es durfte nur in gleicher Größe wieder neu gebaut werden. Der erste Stock war in Steinbauweise auszuführen. Für den zweiten Stock und das Dach wurde Holz benötigt. Ein Forstbeamter wies zuerst Windfall als Bauholz zu, dann Aspe und Erle, zuletzt die wertvollere Eiche.

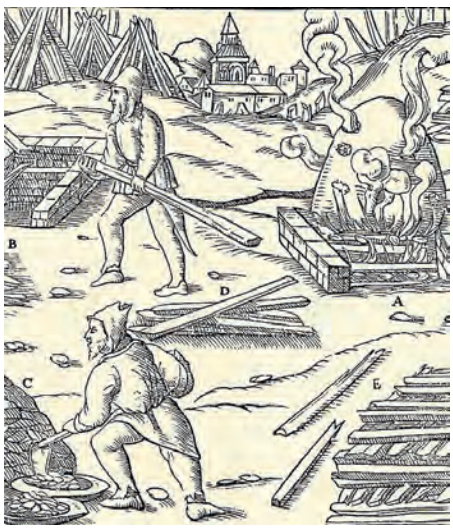
Nach dem Dreißigjährigen Krieg lebte der **Hollandholzhandel** auch in unserer Region wieder auf. Es gab ihn nicht nur im Schwarzwald. In früheren Jahrhunderten konnten die bedeutenden Seefahrernationen Holland und England das notwendige Bauholz für ihre umfangreichen, schon damals global agierenden Schiffsflotten nicht aus ihren heimischen Wäldern decken. Holländische Floßherren kauften vor allem im südlichen Soonwald die besten und größten Eichen auf. Das Holz wurde auf der Nahe zum Rhein geflößt. Von 1720 bis 1750 kam es in den Hoch- und Mittelwäldern waldreicher Gemeinden (zum Beispiel Bockenau) zu regelrechten Plünderungen. Freilich eigneten sich die genannten Hunsrückbäche nicht auf Dauer zu einer Trift. Ein Versuch, Holz auf dem Ellerbach von der Daubacher Brücke über Kreuznach zur Nahe zu flößen, erwies sich als Fehlschlag. Etwas erfolgreicher verlief die Holztrift auf dem Guldenbach von Rheinböllen zur Nahe. Doch blieben die Transportschwierigkeiten für Triftholz bestehen. Aus diesen Gründen war zumindest an peripheren Standorten im 18. Jahrhundert der Soonwald noch vergleichsweise naturnah. So ist es zumindest einer zeitgenössischen Waldbeschreibung von Johann Goswin Widder aus dem Jahre 1788 zu entnehmen.

Die Forstnebennutzungen in unserer Region erreichten in der Zeit der Vorindustrialisierung einen besonderen Höhepunkt mit der Gründung einer Reihe von Eisenhütten. Dieser Wirtschaftszweig entstand jedoch nicht im Nahetal, sondern in den aus heutiger Sicht eher abgelegenen Tälern des Gräfenbachs und des Guldenbachs, wo die Gräfenbacherhütte, die Rheinböller Hütte und die Stromberger Neuhütte vor Ort gefundene oberflächennahe Eisenerze („Wasem-erze“) verhütteten. Diese frühe Form der Montanindustrie setzte den Wäldern stark zu. So ging im Soonwald die übermäßige Holzentnahme in der Nähe der Eisenhütten vor allem auf Kosten der Buche. Um 1800 verbrauchte jede der drei Soonwaldhütten etwa 80 Hektar Kohlholz. Die Holzkohlenmeiler wurden erst am Ende des Ersten Weltkrieges im Soonwald gelöscht. Diese Bewirtschaftungsform hatte einen erheblichen Anteil an der Walddezimierung unserer Region. Es wurde mehr Holz benötigt als nachwachsen konnte, sodass in den späteren Jahren die Eisenwerke verstärkt auf Steinkohle zurückgreifen mussten.

Die **Pottaschegewinnung** tat ein Übriges. Pottasche war wichtiger Rohstoff zur Dünger-, Glas- und Seifenherstellung. Hierzu eignete sich aufgrund ihres kalihaltigen Holzes die Buche ganz besonders mit entsprechend schwerwiegenden Folgen für diese Baumart. Allein zwischen Pferdsfeld und Seibersbach wurden zeitweise bis zu 20 Pottaschekessel betrieben. Um fünf Kilogramm Glas herzustellen, benötigte man fünfzig Kilogramm Pottasche, zu deren Herstellung ein Festmeter Buchenholz erforderlich war. Auch die Salinen fraßen Unmengen Holz zur Befeuerung der Salzsiedeanlagen.

Ab Mitte des 18. Jahrhunderts zeichnete sich eine steigende **„Holznot“** ab. Viehwirtschaft und übermäßige Holzentnahme hatten vor allem den Gemeindewaldungen, aber auch den herrschaftlichen Wäldern nachhaltig geschadet. Der kurpfälzische Kurfürst Carl Theodor, um nur den bekanntesten Landesherrn seiner Zeit im Südwesten zu benennen, erkannte diese Problematik und legte zumindest ansatzweise den Grundstein zu einer modernen Forstwirtschaft. Er ließ zur Ausbildung des Forstpersonals eigens eine „Hohe Kameralschul“ in Kaiserslautern gründen. Diese Einrichtung wurde 1784 mit der Universität Heidelberg vereinigt.

An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erfolgten in der heimischen Forstwirtschaft tiefgreifende Änderungen. Der in Hergenfeld geborene **Johann Peter Kling** (1749–1808) gilt als Begründer der modernen Forstwirtschaft in der Kurpfalz und in Bayern. Er regte den Anbau von Nadelhöl-



Holzlagerplatz im 16. Jahrhundert.

Fundstelle: Georg Agricola, Vom Bergwerk XII Bücher, Basel 1557 (Reprint in der Heimatwissenschaftlichen Zentralbibliothek des Landkreises Bad Keuznach)

Mit Holz beheizter Kessel zum Salzsieden (16. Jahrhundert). Fundstelle: Georg Agricola (wie oben)

zern an und ließ eigens Fichtensamen aus Bayern kommen und aussäen („Klingsches Verfahren"). Erste Fichtenanpflanzungen entstanden um 1786. In unserer Region befasste er sich darüber hinaus mit der Entwässerung des Soonwaldes. Dieses Waldgebiet war damals vielerorts noch stark versumpft. Bis 1790 waren 136 Kilometer Drainagegräben gezogen. In den Gemeindewäldern war die Situation völlig anders. Dies hing vornehmlich mit der äußerst konservativen Einstellung der ländlichen Bevölkerung und der Gemeindeverwaltungen zusammen, die ihre seit Jahrhunderten vertrauten Bewirtschaftungsmethoden nicht aufgeben wollten.

2.2. Napoleonische und preußische Zeit

Auch die von 1796 bis 1814 in unserer Region regierenden Franzosen förderten zeitweise den Nadelholzanbau. Sie ließen im Soonwald weiterhin Drainageleitungen legen, bis 1811 etwa 63 Kilometer zusätzliche Entwässerungsgräben ziehen und versuchten Klings Projekt damit fortzusetzen, was letztendlich aber nicht gelang. Im Gegenteil: Die politischen und militärischen Umwälzungen der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts verursachten für die Waldbestände in Hunsrpück und Soonwald eine tiefgreifende Krise.

Das Ende der napoleonischen Zeit brachte neben kriegerischen Ereignissen eine allgemeine wirtschaftliche Not. Nicht nur militärische Einquartierungen erhöhten den Holzbedarf. Die Not leidende Bevölkerung plünderte die Waldungen und schreckte auch nicht vor Übergriffen gegenüber Forstbeamten zurück. Aus dem Jahr 1814 ist ein besonders schwerer Fall von Waldplünderung in der Gegend um Kreuznach überliefert. 60 Einwohner umliegender Dörfer holzten in zwei Monaten illegal 16 Morgen Schlagwald des Barons von Recum ab und verursachten einen Schaden von 1000 Gulden.

Als die Franzosen 1814 abzogen, waren die heimischen Wälder völlig heruntergewirtschaftet. Die französische Forstverwaltung hatte aufgrund der kriegerischen Entwicklung und personeller Fehlbesetzungen nicht stabilisierend auf die Waldbewirtschaftung einwirken können. Noch 1831 konstatierte der Agrarfachmann Johann Nepomuk Schwerz, die meisten Hunsrückhöhen seien „von Holz entblößt, daher ohne Schmuck, ohne Schutz und ohne Nutzen ... Während der französischen Verwaltung sind alle Waldungen so verhauen worden, daß sie das Ansehn regelmäßiger Forsten verloren haben." Und nach dem Urteil des Forsthistorikers Reinhard Gildemeister von 1962 hat in den Jahren der französischen Herrschaft, „namentlich während der ersten, republikanischen Phase, im Hunsrück ... die im Verhältnis zum Zeitraum wohl größte Waldvernichtung aller Zeiten stattgefunden."

Nachdem das linke Rheinufer als Folge des Wiener Kongresses Preußen zugesprochen worden war, kam es für die überwiegend ländliche Bevölkerung zu tiefgreifenden Veränderungen. Diese betrafen vor allem die gewohnten, Jahrhunderte alten Weideberechtigungen. Auch in der Baumartenzusammensetzung vollzogen sich im Rahmen der nun zielstrebig forcierten **Hochwaldbegründung** große Einschnitte. Die Begründung mit Hochwäldern wurde mit standortfremden Koniferen durchgeführt, allen voran mit der Fichte. Das 19. Jahrhundert war allgemein das Jahrhundert des Nadelholzanbaues. In den deutschen Mittelgebirgen wurde die Fichte zum Brotbaum der Forstwirtschaft, in sandigen Regionen die Kiefer.

Die örtliche Bevölkerung stand dieser Neuerung mit ihrer allmählichen **„Verfichtung"** eher skeptisch gegenüber. Sie bedeutete die schrittweise Aufgabe der bisher seit Generationen praktizierten Waldweide in teilweise stark heruntergekommenen Eichenwäldern. Die Fichte wurde von den Einheimischen verächtlich „Preußenbaum" genannt. Es ist überliefert, dass Fichtenschonungen im Hunsrück in den unruhigen 1840er Jahren zeitweise von Soldaten bewacht werden mussten, um sie den schädlichen Zugriffen der Bevölkerung zu entziehen. Der preußische Staat zahlte später den einst Waldweide betreibenden Dörfern hohe Ablösesummen in Goldmark. Allein in den staatlichen Forstämtern Entenpfuhl und Neupfalz betrug die Entschädigung für die alten Waldrechte 560 000 Goldmark. In Gesamtpreußen wurde hierfür von 1857 bis 1892 die ungeheuer stattliche Summe von 72 Millionen Goldmark bereitgestellt.

Im Laufe der folgenden Jahrzehnte veränderte sich vor allem in den Hochlagen von Idar-, Hoch- und Soonwald das Landschaftsbild nachhaltig. Es entstanden dort fast ausschließlich **Fichtenmonokulturen („Holzäcker")**. Andere standortfremde Nadelhölzer spielten im Nahe-Hunsrück-Raum keine besondere Rolle. Zeitweise wurde im größeren Umfang der Anbau mit der Europäischen Lärche *(Larix decidua)* versucht, doch aufgrund der gleyartigen Böden im Soonwald davon Abstand genommen. Auch die Kultivierung mit der Waldkiefer brachte nicht den gewünschten Erfolg, zumal Kiefern falscher Provenienz genommen wurden. Breitkronige Tieflandskiefern litten in höheren Lagen unter Schneebruch. Stellenweise gibt es noch solche Aufforstungen auf den Porphyrköpfen um Bad Münster oder im Bad Sobernheimer Stadtwald auf kiesigen Standorten.

Um 1909 galten in Preußen als Wälder bildende Holzarten: Kiefer, Fichte, Weißtanne, Lärche, Buche, Eiche, Erle, Esche, Birke, Hainbuche, Ulme, Aspe, Ahorn und Edelkastanie. Die preußischen Wälder (8 270 134 Hektar) bestanden damals überwiegend aus Nadelwald, allem voran aus den Kiefernwäldern in den Diluvialgebieten der Ostprovinzen. Im Deutschen Reich entfielen auf Nadelholz 67,5 Prozent, auf Laubholz 32,5 Prozent, wobei die einzelnen Baumarten wie folgt vertreten waren:

Kiefer: 44,6 Prozent

Fichte und Tanne: 22,8 Prozent

Lärche: 0,1 Prozent

Buche (Hochwald): 13,1 Prozent

Eiche (Hochwald): 4,2 Prozent

Eiche (Niederwald): 3,2 Prozent

Birken-Erlen-Aspenhochwald: 3,2 Prozent

Weidenheger: 0,3 Prozent

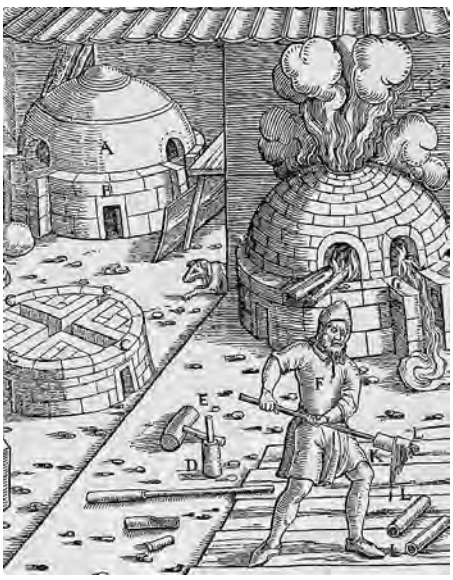
Mittelwald: 5,0 Prozent

Sonstige: 3,5 Prozent

(Quelle: Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Jena 1909 S. 391)

Um 1937 betrug das Verhältnis Laubwald zu Nadelwald in Deutschland 28 Prozent zu 72 Prozent. Zur Erinnerung: Um 1300 verhielt es sich 75 zu 25 Prozent. Es hatte innerhalb von 600 Jahren eine Umkehr dieses Verhältnisses stattgefunden!

(Schluss folgt)



Holzbefeuerter Schmelzofen zur Eisenverhüttung (16. Jahrhundert). Fundstelle: Georg Agricola (wie oben)

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach).

Nummer 2/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznacher

Waldflora und Holzwirtschaft im Nahe-Hunsrück-Raum

Ein historischer Überblick

VON RAINER SEIL, RÜDESHEIM AN DER NAHE

(Schluss)

Neben den im 19. und 20. Jahrhundert zielstrebig vorangetriebenen Hochwaldbegründungen mit der standortfremden Fichte spielte die klassische **Niederwaldwirtschaft** im Naheraum eine große Rolle. Zwar gab es diese Forstwirtschaftsform schon wesentlich früher, wie die Forstordnungen der Grafschaft Sponheim aus den Jahren 1470 und 1501 belegen, doch sollte sie im 19. Jahrhundert nochmals eine besondere Blüte erleben. Das Prinzip der **Lohegewinnung** basiert auf der Tatsache, dass vornehmlich die Rinde der Eiche gerbstoffreich ist. Eichen wurden in einem immer wiederkehrenden Turnus von 16 bis 18 Jahren geschält („geloht"). Diese Gerbrinde („Lohe") wurde in Gerbmühlen gemahlen und an die zahlreichen Gerbereien geliefert.

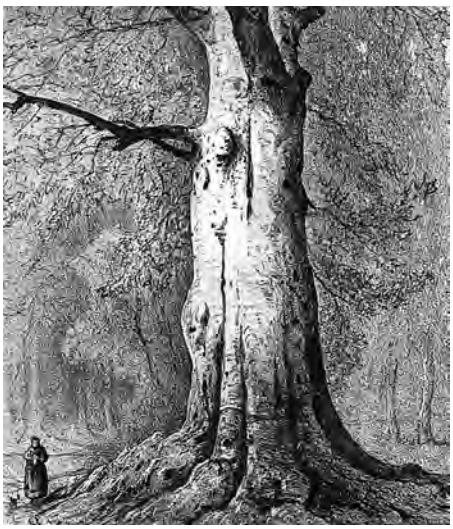
Um 1816 befanden sich zahlreiche Gerbereien in Kreuznach (22), Kirn (17), Stromberg (16) und Sobernheim (5). Doch schon kurze Zeit später konnten die heimischen Eichenniederwälder den großen Lohebedarf nicht mehr decken, so dass beispielsweise die Kreuznacher Gerbereien etwa zwei Drittel ihrer Lohe aus pfälzisch-bayerischen Wäldern beziehen mussten. Die intensive Niederwaldwirtschaft förderte vor allem die Eiche, da sie sich – im Gegensatz zur Buche – aus dem Wurzelstock wieder regenerieren kann. Dies ging wiederum vor allem auf Kosten der Buche. Um 1855 bestanden zwei Drittel der Waldfläche des Kreises Kreuznach aus Eichenschälwaldungen. Ansonsten diente der Eichenniederwald als Brennholzlieferant. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat in der einheimischen Niederwaldwirtschaft durch das ständige Sinken der Lohepreise ein Niedergang ein. In den Gerbereien hatte ein großer Wandel stattgefunden. Statt heimischer Lohe importierte man aus Lateinamerika Quebrachoholz. Dieser Rohstoff ist um ein vielfaches gerbstoffreicher als heimische Eichenrinde. Neben der klassischen Rotgerberei kamen mehr und mehr chemische Gerbstoffe zum Einsatz, zum Beispiel Alaun (Weißgerberei).

Im Frühjahr fanden in Bingen, Kreuznach und anderen Orten „Lohmessen" statt. Der Tiefpunkt des Niedergangs der Niederwaldwirtschaft war um 1896 erreicht. Die Staatswälder (zum Beispiel der Soonwald) waren in dieser Zeit schon durchweg Hochwald (Fichten, zum Teil Buche). In den Gemeinde- und Privatwäldern überwog der mittlerweile als unproduktiv empfundene Niederwald. In der Gegend um Meisenheim und Sobernheim betrug der Niederwaldanteil über 80 Prozent. Dieser Umstand brachte der Umgebung von Meisenheim die Bezeichnung „Heckenland" ein. „Hecke" ist eine landschaftliche Bezeichnung für „Heckenwald" und meint den Niederwald.

Danach begann man auch in den Gemeindewäldern mit der Hochwaldbegründung. Doch sollte nicht vergessen werden, dass zwei Weltkriege im 20. Jahrhundert zumindest für kurze Zeit die traditionelle Niederwaldwirtschaft wieder belebten. In beiden Weltkriegen spielte Leder eine große Rolle. Im Ersten Weltkrieg war das Deutsche Reich von den internationalen Märkten abgeschnitten. In der Zeit des Dritten Reiches und des anschließenden Zweiten Weltkrieges überwog das vom NS-Regime forcierte Autarkiedenken. Doch waren die klassischen Schälwälder teilweise so stark übernutzt, dass zuletzt stellenweise nicht mehr genug Schäleichen zur Verfügung standen. Während der Kriegsjahre konnten vor allem die Staatswaldungen kaum noch Eichenlohe liefern, bestanden sie doch überwiegend aus Fichtenhochwald. An der oberen Nahe wurde daher Fichtenrinde als Gerbrinde genutzt. In beiden Weltkriegen mussten Kriegsgefangene Lohe schälen.

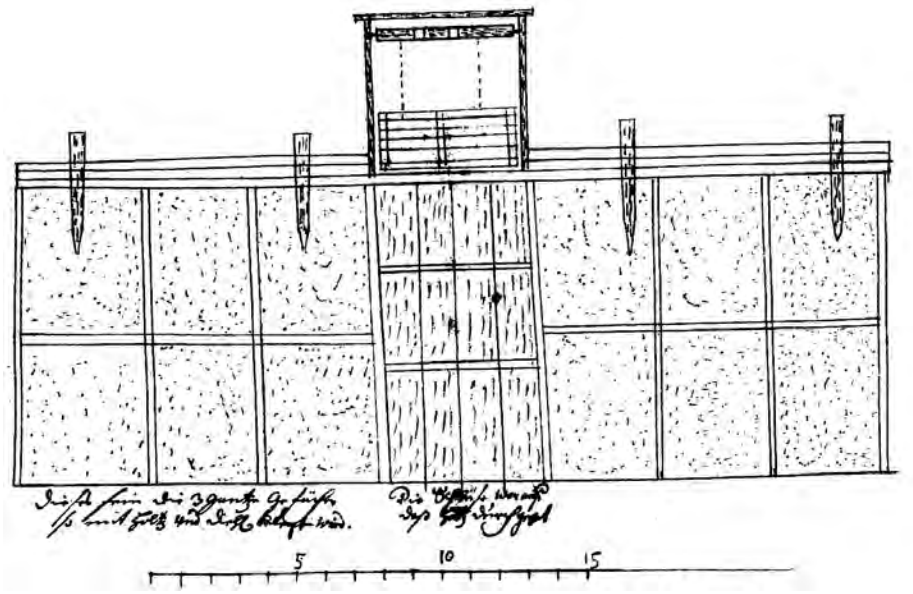
Exkurs zur Jagd

Wild und Wald stellen eine besondere Einheit dar. Gerade auf diesem Gebiet liegen zahlreiche Untersuchungen vor. Allgemein bleibt festzuhalten, dass besonders in Mitteleuropa das ökologische Gleichgewicht in der Tierwelt schon lange gestört ist. Große Raubtiere wie Bär, Wolf und Luchs sind schon lange aus den heimischen Wäldern verschwunden, weshalb der Mensch regelmäßig als Jäger auftreten musste. Der letzte Bär wurde 1446 in Westfalen erlegt, der letzte Wolf 1852 im Soonwald und der letzte linksrheinische Wolf 1900 bei Saarlouis. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren Wolf und Luchs auch im Westen Deutschlands Standwild. Im Rahmen der allgemeinen Zivilisierung wurden sie immer weiter



Riesenbuche (19. Jahrhundert).
Fundstelle: Eduard Mielck, Die Riesen der Pflanzenwelt, Leipzig & Heidelberg 1863

Rieseneiche (19. Jahrhundert).
Fundstelle: Eduard Mielck (Die Riesen der Pflanzenwelt, Leipzig & Heidelberg 1863



Holzgatter am Gräfenbach im Soonwald zum Holzflößen. Kopiervorlage: Landesarchiv Koblenz, Bestand 53, C 12, Nr. 108

nach Osten verdrängt. Ursprünglich stand die Jagd Adel und Klerus zu. Der „arme Mann" hatte lediglich als Jagdhelfer zu fungieren. Die hohe Jagd auf gute Trophäen („Hirschgeweihe") stand allein dem obersten Jagdherrn zu. Dessen Jagdleidenschaft verschlang viel Geld, Zeit und Kraft. Von einem Kurfürsten des 18. Jahrhunderts ist überliefert, dass seine Jagdausgaben mit 6000 Talern zu Buche schlugen. Mit diesem für damalige Verhältnisse stattlichen Geldbetrag hätte man 400 Schulmeisterstellen finanzieren können! Doch frönte der Adel weiterhin seinem Jagdvergnügen. Die Herzöge von Simmern legten eigens im Soonwald einen „Tiergarten" an. Erinnert sei auch an den im Soonwald wirkenden „Jäger aus Kurpfalz", ganz gleich mit wem man ihn identifiziert.

Neben der Jagd auf Groß- und Niederwild wurde auch das „kleine Waidwerk" betrieben. Gemeint waren damit der Vogelfang und die damit verbundenen Vogelherde, eine Jagdart, die heute fast schon in Vergessenheit geraten ist. Fünf Vögel erbrachten immerhin auf dem Markt 20 bis 25 Kreuzer. Erst 1888 wurde in Deutschland der Schutz nützlicher Vögel gesetzlich verankert.

Fakt ist, dass der gegenwärtige Wildbesatz im mitteleuropäischen Wald nach wie vor zu hoch ist, so dass sich kaum noch Bäume von Natur aus verjüngen können. Das Rotwild frisst vor allem Laubbaumschösslinge, weniger Nadelholzkeimlinge. Will man naturnäheren Wald aufziehen, müssen die jungen Bäumchen abgezäunt werden.

Wenngleich die adlige Jagd längst der Vergangenheit angehört, zählt der Soonwald immer noch zu den bevorzugten deutschen Jagdgebieten. Erinnert sei an die **Diplomatenjagden**, die viele Jahre regelmäßig im Soonwald stattfanden. Den Anfang machte übrigens 1954 Bundespräsident Theodor Heuss. Jagdherr war von 1954 bis 1969 der jeweils ranghöchste deutsche Diplomat. Nur im Herbst 1963 fiel anlässlich des Kennedy-Attentats die Diplomaten-Jagd aus.

2.3. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg

Der verheerende Zweite Weltkrieg hinterließ auch in der Forstwirtschaft ein großes Vakuum. In den Hochwäldern musste für die Besatzungsmächte Reparationsholz geschlagen werden. Zum Wiederaufbau der zerstörten Städte und Verkehrswege wurde gleichfalls viel Holz benötigt, wodurch große Kahlschläge entstanden. Das galt bis weit in die 1960er-Jahre.

Die **Wiederaufforstung** erfolgte zunächst aus Kostengründen wieder mit raschwüchsigen Koniferen, in unserer Region hauptsächlich mit der Fichte („Brotbaum der deutschen Forstwirtschaft"). Die Überführung der ehemaligen Niederwälder in Hochwald wurde ab den 1950er-Jahren wieder verstärkt aufgenommen. Bevorzugt wurden dabei erneut Nadelgehölze, zunächst Fichten, später verstärkt auch **Douglasien**, womit wieder eine fremde Holzart regional einseitig gefördert wurde. Die klassische Niederwaldwirtschaft wurde teilweise noch bis in die 1960er-Jahre betrieben, zuletzt im Raum Kirn. Private und kommunale Niederwälder besaßen dagegen kaum noch wirtschaftliche Bedeutung. Vielerorts waren sie dem Ödland gleichgestellt.

In sonnigen Lagen wurde – teilweise schon im 19. Jahrhundert – versucht, Niederwald in Weinbergsanlagen zu überführen. Das regional bekannteste Bespiel ist um Schloßböckelheim-Niederhausen zu suchen, wo 1903 die staatlich-preußische Weinbaudomäne angelegt wurde. Zuvor befand sich dort ein mit schütterem Eichenschälwald bestandener felsiger Abhang. Es gab solche Bestrebungen auch in vielen anderen Gemarkungen, sofern Sonnenexposition gegeben war beziehungsweise bei Gemeinden mit kleiner Gemarkungsfläche Ackerland benötigt wurde. Solche Maßnahmen begannen häufig als Notstandsarbeiten in den 1920er-Jahren und wurden später vom Reichsarbeitsdienst fortgeführt.

Hatte das Verhältnis Nadelwald zu Laubwald um 1855 noch bei 90 Prozent zu 10 Prozent gelegen, so betrug es um 1955 bereits 55 Prozent zu 45 Prozent. In den 1960er-Jahren wurde in bestimmten Forstrevieren wieder die Lärche angebaut. Um 1976 wurde davon wieder Abstand genommen, weil diese Baumart vom Lärchenkrebs bedroht ist. Ab den 1960er-Jahren begann der verstärkte Anbau der nordamerikanischen Douglasie (Pseudotsuga menziesii). In Nordamerika wächst sie ursprünglich in den küstennahen Gebieten von Britisch Kolumbien bis Kalifornien. Sie kann dort bis 100 Meter hoch werden. In Mitteleuropa erreicht sie immerhin 50 Meter und stellt somit vielerorts eine Alternative für die Fichte dar.

Viele Jahrhunderte umspannende Umänderungen des Vegetationsbildes haben dazu geführt, dass nicht nur das Landschaftsbild, sondern auch die Baumartenzusammensetzung völlig verändert wurden. Im Gegensatz zu klimatisch vergleichbaren Räumen in Nordamerika oder Ostasien war in Mitteleuropa die Baumvegetation eher artenarm. Durch menschlichen Einfluss waren bestimmte heimische Baumarten selten geworden oder ganz verschwunden. Erinnert sei an Elsbeere (Baum des Jahres 2011), Speierling (Baum des Jahres 1993), Birke, Aspe, Ulme, Linde, Ahorn und Esche. In Flussnähe betraf dies vor allem die einstmals artenreichen Weiden und Pappeln (Auwald). In jüngster Zeit versucht man dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Das alljährlich verliehene Prädikat „Baum des Jahres" soll die Bevölkerung immer wieder für ein bestimmtes Gehölz sensibilisieren.

2.4. 1980er-Jahre bis Gegenwart

In der mitteleuropäischen Forstwirtschaft sollten sich mit dem allgemein gestiegenen Umweltbewusstsein (ab 1970) erneut große Wandlungen vollziehen. Ausgelöst wurde diese Entwicklung durch Umweltschäden, Naturkatastrophen und dem zuletzt intensiv diskutierten **„Klimawandel" („Erderwärmung").**

Um die Jahreswende 1981/82 tauchte erstmals in Deutschland der Begriff **„Waldsterben"** in Presseartikeln auf. Später fand er sogar in anderen Sprachen (zum Beispiel französisch: „le Waldsterben") Eingang. Hätte man damals schon ein Wort des Jahres ermittelt, wäre dieser Begriff in den 1980er-Jahren bestimmt dazu gekürt worden. In diesem Zusammenhang trat auch verstärkt der Terminus „Saurer Regen" in der öffentlichen Diskussion auf, eine Bezeichnung, die bereits 1872 von Robert Smith geprägt wurde. Das „Waldsterben" löste damals in Deutschland größte Betroffenheit aus, da dem Wald in weiten Kreisen der Bevölkerung eine mythologisch-emotionale Bedeutung beigemessen wird. Deren Anfänge lassen sich bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen („Romantik").

Die Ursachen dieser „neuartigen Waldschäden", gleichfalls eine zeitgenössische Umschreibung dieses Phänomens, sind äußerst komplex und lassen sich nicht auf we-

Lohrindengewinnung: Mit dem Lohlöffel wird die Lohrinde vom abgeknickten Stamm möglichst in einem Stück abgetrennt.
Vorlage: Kreismedienzentrum, Bad Kreuznach (Foto: G. Albert, Kirn)

Lohrindengewinnung: Die Rinde wird auf dem Lohbett getrocknet.
Vorlage: Kreismedienzentrum, Bad Kreuznach (Foto: G. Albert, Kirn)

nige Schlagworte reduzieren. Zunächst wurden in den 1980er-Jahren erhöhte Schwefeldioxideinträge in Luft und Boden durch Autoverkehr und Industrie („saurer Regen") allein dafür verantwortlich gemacht. Nach neueren Untersuchungen sind auch vermehrte Stickstoffemissionen (Düngung, Viehhaltung in der Landwirtschaft) daran maßgeblich beteiligt. Zunächst wurden sichtbare Baumschäden im Kronenbereich an Nadelbäumen (Nadelverlust), später zunehmend auch an Laubbäumen (Blattverlust, Angsttriebe) ausgemacht. Gleichwohl gab es auch schon wesentlich früher in Mitteleuropa Baum- und Waldschäden. In den 1970er-Jahren sprach man von einem „Tannensterben", das zunächst im Schwarzwald festgestellt wurde.

Auch bei der allgemeinen Klimadiskussion der letzten Jahre – erinnert sei nochmals an das Schlagwort „Erderwärmung" – ist ein Rückblick hilfreich: In der Zeit von 1553 bis 1947 gab es zehn Wärmeepochen mit 169 Jahren und zehn Kühle-Epochen mit 225 Jahren. Die kühleren Jahre überwiegen in diesem Zeitraum. Lediglich vom Mittelalter bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gab es ein wärmeres Klima mit kontinentaler Tönung. Das lässt sich daran festmachen, dass die Nordgrenze des mitteleuropäischen Weinbaues wesentlich nördlicher lag als heute. Zwar ist bei dieser Betrachtung nur bis zum Jahr 1947 untersucht worden. Es gab auch danach noch kalte Winter, etwa 1963 mit zugefrorenem Rhein!

Eine besonders tiefe Zäsur bildeten in der heimischen Forstwirtschaft die verheerenden Winterstürme der **Orkantiefs „Vivian" und „Wiebke" 1989/90**, die eine bis dahin noch nicht da gewesene Katastrophe größten Ausmaßes darstellten. Ihnen fielen in den Kammlagen des Soonwaldes und Idarwaldes weitflächig vor allem die Nadelwälder zum Opfer, in geringerem Rahmen jedoch auch tiefer wurzelnde Laubbäume.

Nach der Beseitigung der großen Sturmschäden 1990 waren die Gefahren für die heimischen Wälder noch lange nicht gebannt. Seit 1712, wie E. BAUER nachweisen konnte, gab es vergleichbare aufgezeichnete Klimaschäden im Soonwald. Neben 1989/90 sind in jüngerer Zeit noch die Stürme um 1984, 1999 („Lothar") und das Orkantief „Xynthia" (2010) bekannt. 1936 und 1951 kam es zu Schneebruchkatastrophen.

In den letzten Jahren steht langfristig ein **Umbau der bisherigen naturfernen Forsten** zu naturnäheren Laub- und Mischwäldern bevor, durchaus eine Konsequenz, die aus den Erfahrungen der Stürme 1989/90 gezogen wurde. Dabei ist noch nicht klar, wie sich die klimatischen Änderungen langfristig auf die Wahl der Baumarten auswirken. Vor allem in den tieferen Lagen unserer Region hat die standortfremde **Fichte** klimatisch schwer zu leiden. Langfristig kann von einer „Entfichtung" gesprochen werden. Noch vor über 100 Jahren wurden vor allem die Mittelgebirge in Westdeutschland „verfichtet", auch weit außerhalb des natürlichen Verbreitungsgebietes dieser Konifere.

Erinnern wir uns an die klimatisch-natürlichen Wuchsbedingungen des Baumes, der optimal zwischen 800 und 2000 Metern Höhe in seinem natürlichen Umfeld gut gedeiht, so ist festzustellen, dass nur die höchsten Erhebungen in Rheinland-Pfalz um den Erbeskopf die unterste Wuchsbedingung der Fichte erfüllen. Der Soonwald mit stellenweise über 600 Meter liegt schon von seiner natürlichen Höhenlage her weit darunter. Gleichwohl sprechen zumindest in den Kammlagen manche Botaniker der Fichte einen naturnahen Sekundärwaldstatus zu. Botaniker haben als Begleitflora Pflanzen ausgemacht, die auch in natürlichen Fichtenwäldern vorkommen. Dennoch hat in jüngster Vergangenheit insbesondere der Fichtenforst durch die Stürme schwer gelitten. Als Flachwurzler hat die Fichte starken Orkanen in großer Höhenlage wenig entgegenzusetzen. Tiefere Lagen, gerade in heimischen Weinbauregionen, sind nicht nur topografisch zu tief liegend, sondern auch in heißen Sommern viel zu trocken. Diese klimatischen Bedingungen sagen einer Baumart, die viel Feuchte und auch eine gewisse Kühle braucht, dauerhaft nicht zu.

Freilich darf nicht übersehen werden, dass schon im 19. Jahrhundert in der Anlage der Fichtenkulturen viele Förster nur eine vorübergehende Notmaßnahme zur Hochwaldbegründung sahen. So sollte – zumindest der Theorie nach – wenn sich die herabgewirtschafteten Wälder des 18. Jahrhunderts durch den Anbau von Nadelholz erholt hätten, wieder ein Laubwald als Ideal angestrebt werden. Doch blieb es meist bei diesen idealen Vorstellungen. Die Zeitläufte, Industrialisierung und Kriege machten diese Pläne meistens zunichte. Spätestens seit der Industrialisierung wuchs der Holzbedarf (Grubenholz!) stark an. Seit 1864 ist Deutschland Holzeinfuhrland. Das bedeutet, dass die Hälfte des Nutzholzes eingeführt werden muss. Langsamwüchsige Laubbäume haben zu lange Umtriebszeiten. Schnellere Rendite und Nutzung versprechen schnellwüchsige Koniferen.

3. Ausblick und neue Tendenzen

In den letzten Jahren erfährt bei den Laubgehölzen vor allem die **Buche** eine ungeahnte Aufwertung. Das war vor 100 Jahren völlig anders, vor allem aus ökonomischen Gründen. Der Buchenbetrieb galt als arbeitsintensiv und ist im Vergleich zu dem Fichtenforst wenig ertragreich. Oft handelt es sich um einen Verlustbetrieb, weil oft viel Schichtholz anfällt mit geringen Erlösen bei hohen Aufbereitungskosten [Schichtholz ist Rohholz, das nicht nach Einzelstämmen, sondern nach Raummetern verkauft wird]. Häufig werden Buchenhochwälder („domartige Hallen") von heutigen Waldbesuchern als naturnah empfunden. Doch sind auch sie häufig ein Produkt der Forstwirtschaft des 19. Jahrhunderts. Noch um 1854 nahm die Buche zwei Drittel der Fläche des Soonwaldes ein. 1893 waren es nur noch 54 Prozent. Bis 1910 ging sie um weitere 10 Prozent zurück. Erich BAUER stellte schon 1974 fest, dass aus waldbiologischen, wasserwirtschaftlichen und jagdlichen Gründen ihr Anteil nicht weiter zurückgehen sollte. Zumindest ein Viertel des Baumbestandes sollte für die Rotbuche vorgesehen werden.

Weltweit sehen viele Botaniker in Deutschland den Verbreitungsschwerpunkt des Klimaxbaumes Buche in Europa. [Klimaxbäume sind Baumarten, die das Endstadium der natürlichen Vegetationsabfolge eines Waldes darstellen. Die so gebildeten Wälder werden als „Schlusswälder" bezeichnet. In Mitteleuropa wären ohne Einflüsse des Menschen heute hauptsächlich Buchenwälder anzutreffen.] Doch sei daran erinnert, dass zumindest in den westlichen Nachbarländern große Buchenbestände vorkommen, etwa in Frankreich, Luxemburg und Teilen von Belgien. Selbst in Südengland, Südskandinavien, aber auch in Osteu-

Der Wald auf dem Sterbebett.
Fundstelle: Naturschutzjugend im DBV/LBV (Hrsg.), Der Wald ist selber schuld. Berichte aus der Schwarzwaldklinik. Stuttgart 1987, S. 77

Beitrag zur Diskussion über das Waldsterben in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts.
Fundstelle: Naturschutzjugend im DBV/LBV (Hrsg.), Der Wald ist selber schuld. Berichte aus der Schwarzwaldklinik. Stuttgart 1987, S. 74

ropa (Slowakei, Rumänien) gibt es bedeutende Buchenbestände. Alte Buchenwälder zählen zum Unesco-Weltnaturerbe. In Deutschland zählen dazu bisher die Standorte Rügen (Jasmund), Schorfheide-Chorin, Hainich, Müritz und Kellerwald-Edersee. Letztere sind Nationalparks. In Rheinland-Pfalz ist der Hochwald um den Erbeskopf grenzüberschreitend mit dem benachbarten Saarland als Nationalpark vorgesehen. Der Soonwald hat weiterhin den Status eines Naturparks.

In den letzten Jahren ist das vor allem in den 1980er-Jahren teilweise äußerst heftig und kontrovers diskutierte „Waldsterben" etwas in den Hintergrund der allgemeinen öffentlichen Diskussion getreten. Gleichwohl werden nach wie vor alljährlich Waldschadensberichte veröffentlicht. Besonders berücksichtigt werden in diesen Berichten die deutschen Hauptbaumarten Buche, Eiche, Fichte und Kiefer. Nach dem letzten **Waldschadensbericht für Rheinland-Pfalz (2013)** hat sich die Situation für die wichtigsten heimischen Waldbäume leicht gebessert, doch kann weiterhin nicht von einer allgemeinen Entwarnung gesprochen werden.

In letzter Zeit sorgen der allgemein angenommene Klimawandel („Erderwärmung") und der **Ausstieg aus der Kernenergie** für neuen Diskussionsstoff, insbesondere im Nahe-Hunsrück-Raum. Großräumig setzt man politisch auf umweltfreundliche und erneuerbare Energien und entsprechende Energiegewinnungsmöglichkeiten. Besonders favorisiert werden insbesondere **Wind- und Sonnenkraft**. Nachdem zuletzt vor allem im Hunsrück zahlreiche windhöffige Gebiete als Windradstandorte („Windatlas") ausgewiesen wurden, setzte in jüngster Zeit hierzu eine rege Diskussion ein. Heimische Windradgegner fürchten vor allem einen großen Eingriff in bisher vertraute Landschaftsbilder, beispielsweise im Soonwald und Soonvorland. Kritiker sprechen von einer „Verspargelung" beziehungsweise „Verschandelung" der Landschaft, einer Entwertung von Wohngebieten und Immobilienbesitz und beliebter, stark frequentierter Tourismusregionen. Deren besonderes Charakteristikum und ihre Attraktivität stellt gerade ihr Waldreichtum dar. Bereits Ende des 19. bzw. anfangs des 20. Jahrhunderts wurden im Kreuznacher Stadtwald erste Wanderwege angelegt, die beispielsweise an der Gans vornehmlich Touristen die Schönheit heimischer Landschaft nahebringen sollten.

Jüngst sind in unmittelbarer Nähe der Nahe-Hunsrück-Region, vor allem im waldarmen Rheinhessen, große Windparks entstanden. Auch im Hunsrück, vornehmlich um den Kandrich bei Rheinböllen entlang der A 61, werden in dicht bewaldeten Gebieten solche Windparks angelegt. Gegner fürchten die damit verbundenen weitflächigen Rodungen, eine Betonisierung mitten im Wald und nicht unerhebliche Beeinträchtigungen des Waldes durch den Bau von Zu- und Abfahrtswegen zu den Windrädern. Manche befürchten zudem, dass bei den erneuerbaren Energien in Rheinland-Pfalz einseitig vor allem auf Windkraft gesetzt wird. Die Diskussion ist hier bei Gegnern und Befürwortern noch im vollen Gang. Eine überparteiliche objektive Beurteilung mit allen daraus resultierenden Konsequenzen scheint indes zum gegenwärtigen Zeitpunkt verfrüht. Es bleibt zu hoffen, dass es künftig gelingt, möglichst umwelt- und landschaftsverträgliche Konzepte zu finden, die nicht nur der Pflanzen- und Tierwelt, sondern auch dem Menschen langfristig Nutzen bringen.

Bibliografie (Auswahl)

Erich BAUER: Der Soonwald. Auf den Spuren des Jägers aus Kurpfalz. Stuttgart 1974
Alfred BLAUFUSS u. H. REICHERT: Die Flora des Nahegebietes und Rheinhessens. Bad Dürkheim 1992
Heinz ELLENBERG u. Christoph LEUSCHNER: Vegetation Mitteleuropas mit den Alpen. Stuttgart 2006
Reinhard GILDEMEISTER: Wald, Bauernland und Holzindustrie im östlichen und mittleren Hunsrück. Wirtschaftsland und sozialgeographisches Gefüge. Bonn 1962. (= Arbeiten zur Rheinischen Landeskunde, Heft 17).
Karl HASEL: Waldwirtschaft und Umwelt. Eine Einführung in die forstwirtschaftlichen Probleme der Industriegesellschaft. Hamburg/Berlin 1971
Kurt HUECK: Pflanzengeographie Deutschlands. Berlin-Lichterfelde 1936
Georg MEISTER, Christian SCHÜTZE u. Georg SPERBER: Die Lage des Waldes. Ein Atlas der Bundesrepublik. Daten, Analysen und Konsequenzen. Hamburg 1984
NATURSCHUTZJUGEND im DBV/LBV (Hrsg.): Der Wald ist selber schuld: Berichte aus der Schwarzwaldklinik. Kassel 1987
Joachim REISCH: Waldschutz und Umwelt. Heidelberg 1974
Arthur RÜHL: Flora und Waldvegetation der deutschen Naturräume. Wiesbaden 1958
Uwe E. SCHMIDT: Der Wald in Deutschland im 18. Und 19. Jahrhundert. Saarbrücken 2002
Rainer SEIL: Chronik der Verbandsgemeinde Rüdesheim. Idar-Oberstein 1998
Rainer SEIL: Niederwaldwirtschaft in der Naheregion. In: Beiträge zur Geschichte des Landkreises Bad Kreuznach. Bad Kreuznach 2000. (= Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, Bd. 31).
Horst SILBERMANN: Die wirtschaftliche Entwicklung des unteren Nahegebietes im 18. Jahrhundert. Bad Kreuznach 1980. (= Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, Bd. 8).
Horst SILBERMANN: Von der Waldnutzung zur Forstwirtschaft. Walddiagnose und Waldtherapie im Zeitalter des Merkantilismus am Beispiel des Soonwaldes. In: Studienbuch zur Regionalgeschichte des Landkreises Bad Kreuznach. Bad Kreuznach 1986. (= Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, Bd. 21)

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach).

„Hase und Igel".
Fundstelle: Naturschutzjugend im DBV/LBV (Hrsg.), Der Wald ist selber schuld. Berichte aus der Schwarzwaldklinik. Stuttgart 1987, S. 53

Nummer 3/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Die Privatisierung der Frei-Laubersheimer Hofgüter des Klosters Tholey um 1800

Ein Wirtschaftskapitel aus der rheinhessischen Franzosenzeit

VON DIPL.-HDL. WOLFGANG ZEILER,
FREI-LAUBERSHEIM

Vorbemerkungen

Die Benediktiner-Abtei in Tholey besaß in Frei-Laubersheim, wie andere Klöster auch, über viele Jahrhunderte hinweg einen Gutshof mit einer Vielzahl landwirtschaftlicher Nutzflächen. Der entscheidende Unterschied zu den übrigen Klöstern bestand jedoch darin, dass die Abtei Tholey nicht nur einen relativ großen Wirtschaftsbetrieb in Frei-Laubersheim führte, sondern dass dem Kloster „von alters her" der „Zehnte" gehörte und der Tholeyer Abt als Schutzherr der Kirche auch die Seelsorger einsetzte. Über die letzten Jahrzehnte der fast 700-jährigen Verbindung zwischen Tholey und Frei-Laubersheim gibt es sehr unterschiedliche Darstellungen.

1. Widersprüchliche Aussagen

Mit dem Niedergang des Klosters Tholey in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert und der Aufhebung der Abtei am 7. Juli 1794[1] stellt sich auch die Frage, was mit den Gütern des Klosters und dem Hofhaus in Frei-Laubersheim damals geschehen ist. Die Aussagen dazu sind in der Literatur und den bisher bekannten Dokumenten sehr unterschiedlich. So schreibt zum Beispiel Ludwig Hellriegel in seinem Buch über diese Zeit: „Am 23. Mai 1773 waren die Tholeyer Güter versteigert".[2] Der „Kommendatar-Abt" von Tholey, Pierre de Salabert, soll dies veranlasst haben. Eine Quelle für diese Aussage nennt Hellriegel jedoch nicht. Der Frei-Laubersheimer Pfarrer Linß behauptet in seiner von ihm 1856 angelegten Chronik der ev. Gemeinde Frei-Laubersheim, dass die Ortsgemeinde nach der Säkularisierung die Klostergüter erworben hätte und stellt fest: „Die [Orts]Gemeinde hat durch Vernichtung aller Zehnten und Zinsen sowie durch den Verkauf aller Klostergüter, welche sie nach und nach erwarb, pekuniär wesentlich gewonnen".[3] Gegen diese Behauptung wehrte sich die Ortsgemeinde-

Das in einer päpstlichen Urkunde von 1248 zum ersten Mal erwähnte ehemalige Hofhaus des Klosters Tholey in Frei-Laubersheim mit Stallung und Scheune. Foto: Wolfgang Zeiler, Frei-Laubersheim

verwaltung vehement im Jahre 1954 in einem Rechtsstreit mit der evangelischen Kirchenleitung. Die Gemeinde hätte „weder Klostergüter noch Kirchenvermögen in der Zeit nach 1797 erworben".[4] Im Ort selbst ist mündlich überliefert, dass das Bankhaus Sahler in Kreuznach am Kauf der Klostergüter beteiligt gewesen sein soll. Vor allem anhand bisher nicht bekannter Dokumente aus dem Nachlass der Familie Sahler sowie aus dem Ortsarchiv Frei-Laubersheim kann das Ende dieser Beziehung zwischen Frei-Laubersheim und der Abtei Tholey nun relativ gut nachgezeichnet werden.

2. Die Entwicklung des Klosters Tholey in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

2.1. Salabert wird „Kommendatarabt"

Im Jahre 1766 war Lothringen, wozu Tholey gehörte, wieder an Frankreich gefallen. Zwei Jahre später starb der regulär von der Tholeyer Klostergemeinschaft (Convent) gewählte Abt Maximin Motté. Diese Situation nutzte der französische König Ludwig XV. um auf Fürsprache Herzog Christians IV. von Zweibrücken, mit dem er seit seiner Jugend freundschaftlich verbunden war,[5] Pierre de Salabert zum Kommendatarabt zu ernennen.[6] Kommendatarabt von Tholey zu sein bedeutete, dass Salabert „Pfründen-Einnehmer" wurde, und zwar ohne dafür im Gegenzug Aufgaben zu übernehmen! Bezüglich der Einnahmen des Klosters Tholey ordnete der französische König an, dass die Einkünfte in drei Teile zu teilen seien, wovon Salabert zwei Teile und dem Kloster Konvent selbst nur noch ein Teil zufallen sollte. Was dies für Frei-Laubersheim bedeutete, enthält ein Schreiben des Notars Dahn an das Oberamt in Kreuznach. Dahn vertrat die Rechte Salaberts in Frei-Laubersheim.[7] Dahn schreibt, dass das Oberamt aus seinem Bericht ersehen könne, dass er „die 2/3 Zehnten für Herrn de Salabert beziehen, 1/3 zur Zahlung der Besoldungen frey gebe und so etwas übrig bleibt, den Herrn Geistlichen [gemeint waren der kath. und der reformierte Pfarrer] … belassen, die Hoff früchten in so weith sie zur Pacht gehören einnehmen, die Zinsen beziehen etc." befugt sei. Salabert konnte also 2/3 (!) der bisherigen Einnahmen des Klosters für seinen privaten Lebenswandel verwenden. Mit dem Verlust von 2/3 der bisherigen klösterlichen Einnahmen beschleunigte sich der bereits begonnene Niedergang der Abtei. Und dieser Niedergang war nicht nur wirtschaftlicher Art, sondern war auch begleitet von einem sittlichen Verfall, was bei einem „Vorbild", wie es der Kommendatarabt Pierre de Salabert war, nicht verwundert!

2.2. Pierre de Salabert – der „Sultan von Blieskastel"

Pierre de Salabert wurde um 1735 in Südfrankreich als Sohn eines Metzgers[8] geboren. Nach Abschluss seiner geistlichen Ausbildung wurde er zunächst Vikar in Paris. Der Pfarrer der dortigen Pfarrei empfahl dem Herzog Christian IV. von Zweibrü-

Ein Grenzstein des Klosters Tholey wurde 1872 beim Bau eines Hauses am Frei-Laubersheimer Röhrenbrunnen als Baumaterial verwendet.
Foto: Wolfgang Zeiler, Frei-Laubersheim

cken, Salabert als Erzieher seiner beiden Söhne zu berufen.[9] Damit begann sein ungewöhnlicher sozialer Aufstieg, der bis zur Erhebung in den Adelsstand führte.

Salabert war eine äußerst schillernde Persönlichkeit. Er besaß zwar den Titel eines Geistlichen, war aber auch dem „frivolen höfischen Treiben durchaus zugewandt".[10] Er sei „französisch gebildet, gewandt und listig" gewesen und habe sich, als er in Blieskastel (heute Saarland) lebte „wie hier zu Lande üblich, einen Harem gehalten, weshalb er auch hämisch ‚Sultan von Blieskastel' genannt wurde".[11] „Seine geistliche Würde hinderte ihn nicht daran, auf der Zweibrücker Gesellschaftsbühne Theater zu spielen und sich von der illustren Gesellschaft feiern zu lassen."[12] Für seinen luxuriösen Lebenswandel brauchte er Geld, viel Geld. Die Streitigkeiten Salaberts mit dem Pfarrer beziehungsweise Probst Martin Sieher von Frei-Laubersheim um die Tholeyer Güter wurden vor allem dadurch verursacht. Martin Sieher fasste dies in dem Satz zusammen:" Inter nos [unter uns] der Bursche Salabert braucht dringend Geld".[13]

2.3. Salabert und seine Frei-Laubersheimer Einnahmequellen

Salaberts Ziel war es, die ihm zur Nutzung überlassenen Einnahmequellen maximal auszuschöpfen. Neben der exakten Überwachung der Abgaben hatte Salabert die alten Pachtverträge gekündigt und die Güter in den Jahren 1773 und 1774 an neue Pächter versteigert, aber nicht im Sinne von „verkauft", sondern derjenige, der das höchste Pachtgebot abgab, wurde als neuer Pächter eingesetzt. Auch dem Hofmann Johannes Dopp war gekündigt worden, dieser war aber nicht bereit einem neuen Pächter zu weichen und führte Klage bei Gericht gegen die Aufhebung seines Pachtvertrages. In einem Schreiben an das Oberamt in Kreuznach vom 20. Mai 1774 wurde festgestellt, dass die neuen Pächter der Hoffelder die Pacht nicht antreten wollten, so lange Johannes Dopp noch Hofmann und seine Klage nicht entschieden sei.[14] Ein Verkauf tholeyischer Güter im Jahre 1773, wie dies die Aussage Hellriegels vermuten lässt und in einigen heimatkundlichen Schriften zu finden ist,[15] hat nach den vorliegenden Dokumenten nicht stattgefunden. Der Historiker Johannes Nauman bestätigt dies, indem er schreibt:" Salabert durfte nur die Nutzung auf Zeit an Gütern versteigern, nicht die Güter selbst. Dies war ihm wegen des Kirchenrechts verboten."[16] Diese Aussage findet auch ihre Bestätigung in den Frei-Laubersheimer Grundsteuerbüchern.

3. Die Grundsteuerbücher von 1802

Im Ortsarchiv von Frei-Laubersheim befinden sich vier Grundsteuerbücher, die 1802/03 angelegt wurden, zu einer Zeit also, in der Frei-Laubersheim ein französisches Dorf war. Die gesamte Gemeindefläche wurde dazu in vier Sektionen eingeteilt und die einzelnen Grundstücke und Gebäude nach diesen vier Sektionen in vier Büchern getrennt erfasst. Eine Zuordnung nach „Fluren", wie dies in den früheren Frei-Laubersheimer Morgenbüchern üblich war, sahen die vorstrukturierten Seiten der Bücher nicht vor, erfolgte aber zusätzlich vom Gemeindeschreiber am Rand – wahrscheinlich zur besseren Orientierung.

Die vier Bücher enthalten insgesamt mehrere Tausend einzelne Einträge. Bei 78 Parzellen und Gebäuden wurde als Eigentümer „Republik Tholey" oder vor allem „Tholeyisches Nationalgut" dokumentiert.[17] Aus einer Bestandsaufnahme der Hofgüter aus dem Jahre 1626 ist bekannt, welche Gesamtgröße die Tholeyer Hofgüter in Frei-Laubersheim in diesem Jahre hatten. Eine Summierung aller Flächen, die im Grundsteuerbuch mit Tholeyer Nationalgut beziehungsweise Republik Tholey bezeichnet sind, ergab nun, dass der Bestand fast exakt dem Bestand von 1626 entsprach:

Jahr	Gesamtfläche der Hofgüter	Zahl der einzelnen Parzellen
1626	ca. 110	Morgen 75
1802	ca. 108	Morgen 78

Zwischen beiden Erhebungen liegen fast 200 Jahre. Unter Einbeziehung von Mess- und Umrechnungsungenauigkeiten bestätigen diese Eintragungen, dass bei Anlage der Grundsteuerbücher noch keine Hofgüter verkauft waren.

4. Die Privatisierung der Tholeyer Güter durch Versteigerung

4.1 Tholeyer Gut – eine Krondomäne

Wie aus den Frei-Laubersheimer Grundbüchern zu erkennen ist, wurden die Tholeyer Güter durch die Säkularisierung französisches Staatseigentum (Nationalgüter) und mit dem Aufhebungsbeschluss der Konsuln vom 9. Juni 1802 wurde dies auch besiegelt.[18] Die ehedem ebenfalls tholeyischen Pfarr- und Schulgüter in Frei-Laubersheim waren zwar zunächst ebenfalls enteignet worden, wurden aber an die Pfarreien zurückgegeben, da sie ihre Aufgaben ohne diese wirtschaftliche Basis nicht erfüllen konnten.

Der Großteil der 25 000 säkularisierten beziehungsweise mediatisierten Güter auf dem linken Rheinufer war dem französischen Finanzministerium unterstellt. Die Tholeyer Güter gehörten jedoch zu einer besonderen Gruppe von Nationalgütern, die als „Kron-Domänen"[19] bezeichnet wurden und „der unmittelbaren Verfügung des Kaisers unterstellt waren".[20] Die Erträge aus der Bewirtschaftung dieser Güter flossen Napoleon direkt zu. Ziel der französischen Regierung war jedoch nicht, Pachteinkommen zu erwirtschaften, sondern die Nationalgüter zu privatisieren. Mit dem Konsularbeschluss vom 25. November 1802 wurde dafür die gesetzliche Grundlage geschaffen. Napoleon brauchte für die Unterhaltung seiner „Grande armée" und für die Durchführung seiner Expansionspolitk enorme Summen an Geld. Dazu versteigerte der französische Staat zwischen 1803 und 1813 die enteigneten Güter der vier neuen linksrheinischen Departements – und auch das Tholeyer Hofgut musste dazu seinen Beitrag leisten!

4.2. Die Vorbereitung der Versteigerung

4.2.1. Der Schätzpreis der Güter

Für die Versteigerung wurde von der französischen Verwaltung ein Mindestgebot ermittelt. Dazu wurden Gutachter eingesetzt, die sich bei ihrer Schätzung am Verwaltungsbeschluss vom 5. Mai 1802 beziehungsweise vom 25. Februar 1804 zu orientieren hatten. Nach diesem Ertragswertverfahren waren die Grundstücke mit dem zwanzigfachen der Summe aus dem Ertrag des Jahres 1790 zuzüglich der Zehntabgaben anzusetzen. Bei Wohn- und landwirtschaftlich genutzten Gebäuden galt der zwölffache Betrag der Einnahmen aus dem Bezugsjahr 1790 zuzüglich der Zehntabgabe als Schätzwert. Bei fehlenden Unterlagen aus dem Jahr 1790 konnte auch der aktuelle Pachtvertrag die Grundlage für die Schätzung bilden.[21] Die Gutachter kamen bei ihrer Schätzung für die Tholeyer Güter auf einen Betrag von 3000 Francs. An Pacht wurde nach Angaben der französischen Verwaltung aktuell – gemeint war das Jahr 1811 – ein Betrag von jährlich 92 Francs gezahlt. Dieser Betrag kann allerdings nicht die Grundlage für die Schätzung gewesen sein, denn unabhängig davon, wie man nun die Aufteilung des Pachtbetrages zwischen Hofhaus und landwirtschaftlicher Fläche vornimmt, ist der Schätzbetrag von 3000 Francs so nicht erreichbar. Man muss also annehmen, dass die Gutachter den Pachtbetrag aus dem Bezugsjahr 1790 bei ihrer Berechnung verwendeten . Der Pachtbetrag von 1790 müsste dann jedoch um mehr als 2/3 über dem gennannten Betrag von 1811 gelegen haben. Wolfgang Schieder weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Gutachter keine eigenen Abmessungen der Güter vornahmen, sondern dass sie dabei auf alte Unterlagen oder die Mithilfe der Betroffenen (!) angewiesen waren. Auch die Umrechnung von Morgen in Hektar stellt für Schieder eine weitere Fehlerquelle dar.[22] Es ist daher nicht verwunderlich, dass die französische Verwaltung weder für die ermittelte Größe noch für den Ertrag der Güter garantierte.

4.2.2. Die Bekanntmachung der Versteigerung

Zur Ankündigung der Versteigerungen verteilte die Verwaltung gedruckte Plakate,

die sogenannten „affiches“, die in französischer und deutscher Sprache abgefasst waren. Die Bekanntgabe der Versteigerung des Tholyer Gutes erfolgte am 10. Januar 1811.[23] Außer dem Frei-Laubersheimer Hofgut sollten an diesem Tag elf weitere Güter versteigert werden, zum Beispiel das Gut des Kurfürsten von der Pfalz in Sponsheim und der Hegenheimer Hof des Fürsten von Salm in Eckelsheim. Als Bieter waren nur solche Personen zugelassen, die einen Wohnsitz nachweisen konnten und Grundsteuern zahlten. Personen, „die offenbar in einem Zustande von Trunkenheit sind, werden von der Versteigerung ausgeschlossen“,[24] hieß es im „affiche“. Das Tholeyer Gut wurde von der französischen Verwaltung nur als Ganzes angeboten. Die bisherigen Pächter kleiner Parzellen, die gehofft hatten, diese Parzellen als Eigentum erwerben zu können, hatten dazu keine Möglichkeit. Dazu bedurfte es kapitalkräftiger Bieter. Als Termin für die Versteigerung wurde der 5. Februar 1811 festgelegt. Um 10 Uhr sollte an diesem Tag im „Hotel der Präfektur“ in Mainz in Gegenwart des Präfekten zur „endlichen Versteigerung […] geschritten werden“[25]

4.2.3. Der Ablauf der Versteigerung

Nach dem Aufruf des Versteigerungsobjektes „Ehemaliges Tholeyisches Hofgut“ wurde vom Versteigerer die erste Kerze entzündet. Bis zum Erlöschen der Kerze konnten Gebote abgegeben werden. Danach wurde die zweite Kerze entzündet und es konnten bis zum Erlöschen der Kerze wieder Gebote abgegeben werden. Der Zuschlag erfolgte nicht eher, „als bis ein letzteres Licht angezündet worden, und erloschen ist, ohne daß während dessen ein Gebot gethan worden, jedoch dürfen in keinem Fall weniger als drei Lichter angezündet werden, wenn gleich das zweite erloschen wäre, ohne daß dabei ein Gebot gethan worden“. Wie viele Kerzen bei der Versteigerung des Hofgutes entzündet werden mussten, ist nicht bekannt. Das Protokoll der Versteigerung weist nur darauf hin, dass „plus de trois feux“, also mehr als drei Kerzen entzündet und in dieser Zeit mehrere Gebote abgegeben worden waren. Den Zuschlag erhielt „frédéric freyburger demeurant à Spire“ – Friedrich Freyburger, wohnhaft in Speyer. Er hatte 40 700 Francs geboten, eine im Vergleich zum Schätzwert von 3000 Francs unglaublich hohe Summe. Für das Departement Rhein-Mosel konnte Schieder ermitteln, dass die Kaufpreise dort im Durchschnitt 57 Prozent über den Schätzwerten lagen. Man wird sicherlich die Verhältnisse in den Departements nicht gleichsetzen können, aber eine Abweichung von weit mehr als 1000 Prozent ist unerklärlich. Es kann sich auch nicht um einen Schreibfehler gehandelt haben, denn die Quittungen über die geleisteten Zahlungen sind vorhanden. Entweder war der Schätzwert viel zu niedrig angesetzt und die Bieter wussten dies oder die Bieter hatten, wobei die Gründe allerdings nicht bestimmbar sind, ein sehr großes Interesse daran gehabt, gerade dieses Gut zu ersteigern. Vielleicht trifft in diesem Fall beides zu.

N.° I.er

DÉPARTEMENT DU MONT-TONNERRE.

Première et dernière Publication.

VENTE DE BIENS NATIONAUX,

faisant partie du Domaine extraordinaire de l'Etat.

BUREAU DE WINNWEILER.

BUREAU DE BINGEN.

Departement des Donnersberges.

Erste und letzte Bekanntmachung.

Verkauf von Nationat-Domanen,

BUREAU DE WINNWEILER.

BUREAU DE BINGEN.

Mit einem zweisprachigen Plakat („affiche“) wurde die Versteigerung der ehemaligen Klostergüter bekannt gemacht.

Kopiervorlage: Landesarchiv Speyer

Gemäß den Versteigerungsbedingungen konnte die Zahlung des Kaufpreises in fünf Teilbeträgen erfolgen, wobei die erste Zahlung zinslos in den ersten drei Monaten nach der Steigerung geleistet werden musste. Die verbleibenden Zahlungen mussten jährlich mit jeweils fünf Prozent auf den Restwert verzinst werden.

4.2.4. Die Mitwirkung des Bankhauses Sahler in Kreuznach

Freyburger wird in den Dokumenten als „aubergiste“(Gastwirt bzw. Hotelier) bezeichnet. In einer Auflistung der 13 häufigsten Berufe der Steigerer für das Departement Rhein-Mosel stehen die „aubergisten“ an sechster Stelle.[26] Es ist also keineswegs ungewöhnlich, dass ein „aubergiste“ an dieser Versteigerung teilnahm. Überraschend ist jedoch, dass Freyburger bereits innerhalb der Dreimonatsfrist, in der die erste Rate zu zahlen war, mit Christoph Sahler vom Kreuznacher Bankhaus Sahler einen notariellen Vertrag schloss, in dem er Sahler eine umfangreiche Vollmacht übertrug. Sahler konnte danach im Namen Freyburgers das erworbene tholeyische Gut zu Preisen und Konditionen verkaufen, wie er es für angemessen erachtete (qu'il jugera convenable).[27]

Johann Christoph Sahler hatte im Jahre 1805 in dem schon früher von ihm erbauten Haus Hochstraße 25 seinen Handelsbetrieb unter dem Namen „Sahler und Co.“ eröffnet. Aus dem Handelsbetrieb für Landesprodukte und Wein entwickelte sich allmählich das Bankhaus Sahler.[28] Familiäre Bindungen bestanden zum Beispiel zu den Familien Puricelli und Karcher.

Ob sich Sahler und Freyburger schon vor der Versteigerung kannten oder ob Sahler sogar selbst an der Versteigerung des tholeyischen Hofgutes aktiv teilgenommen hatte, ist nicht bekannt. Sahler hatte bereits vorher im Departement Rhein-Mosel zehn Objekte im Wert von 156 392 Francs erworben und gehörte damit zu den „Großkäufern mit Kapitaleinsatz von mehr als 100 000 Francs“.[29] Christoph Sahler hatte auch am 1. März 1811 das in Volxheim gelegene Ruppertsberger Gut des Convents Eibingen, das flächenmäßig noch größer war als das Tholeyer Gut, für 23 500 Francs ersteigert. Den Zuschlag für dieses Gut hatte zwar zunächst der aus Kreuznach stammende Jude Isaak Heymann erhalten. Es wurde auch der Kaufvertrag auf dessen Namen ausgestellt. Dieser Vertrag wurde jedoch nachträglich annulliert und Christoph Sahler als Käufer eingesetzt. Die Gründe hierfür sind nicht bekannt.

Das ehemalige Kreuznacher Bankhaus Sahler in der Hochstraße 25.

Fundstelle: Adreßbuch von Stadt und Keis Bad Kreuznach 1910

4.2.5. Die Zahlung des Kaufpreises

Gemäß dem notariellen Vertrag zwischen Friedrich Freyburger und Christoph Sahler konnte Sahler über die Güter frei verfügen, hatte aber auch die Aufgabe, die fälligen Gelder zu beschaffen. Sahler zahlte die erste der fünf Raten in Höhe von 8140,28 Francs (einschließlich Quittungsmarke von 28 Centimes) an den „receveur des domaines“ (Domäneneinnehmer) in Bingen am 4. Mai 1811 selbst, und zwar genau einen Tag vor Ablauf der Drei-Monats-Frist für das erste Ziel. Auch die zweite Rate in Höhe von 9788,28 Francs (einschl. Zinsen) zahlte Sahler am 4. Mai 1812 selbst ein. Die dritte Rate bezahlte ein Herr Nicolas Turkheim „im Auftrag und für Rechnung“ Sahlers rechtzeitig am 1. Mai 1813. Die vierte Zahlung Sahlers erfolgte mit erheblicher Verspätung erst am 19. August 1814. Wegen dieser verspäteten Zahlung hatte Sahler zusätzlich Verzugszinsen in Höhe von fünf Prozent auf den ausstehenden Betrag zu leisten. Man muss annehmen, dass diese verspätete Zahlung kein Versehen Sahlers war, denn er hielt auch die Zahlung für das in Volxheim gelegene Ruppertsberger Gut zurück und zahlte ebenfalls erst im August, nachdem er durch Mahnung dazu aufgefordert worden war. Vielleicht wollte Sahler die weitere politische Entwicklung abwarten und keine Zahlungen an den „falschen“ Adressaten leisten. Die letzte Rate zahlte Johann Michael Brandt vorzeitig bereits im April 1815 im Namen Sahlers und zwar nicht in bar, sondern, wie bereits im Vorjahr, „an Zahlungs statt“[30] mit einem Ablieferungsschein für Fourage-Lieferungen. Johann Michael Brandt war der Schwager Johann Christoph Sahlers. Brandt hatte dessen Schwester An-

na Helene Jakobine 1803 in Kreuznach geheiratet. Brandt arbeitete als Handelsherr in der Firma Sahler und Co. [31] Vermutlich war er Teilhaber dieser Firma.

4.2.6. Die Kapitalaufbringung zum Kauf der Güter

Christoph Sahler hatte, wie bereits erwähnt, schon früher Nationalgüter für 156 392 Francs im Departement Rhein-Mosel ersteigert. Zusammen mit dem Ruppertsberger Hof in Volxheim und dem Tholeyer Gut in Frei-Laubersheim ergibt sich ein Schuldbetrag von über 220 000 Francs. Da die Kaufverträge der Nationalgüter des Arrondissements Mainz im Donnersberg-Departement bei einem Brand des Hessischen Staatsarchivs während des Zweiten Weltkrieges vernichtet wurden, können weitere Erwerbungen durch Sahler in unserer Region nicht mehr nachgewiesen werden, sind aber durchaus vorstellbar. Es ist nicht anzunehmen, dass Sahler die notwendigen Kapitalbeträge für die erworbenen Güter allein aufbrachte.

Einen Hinweis gibt Armknecht, der über Christoph Sahler schreibt: „In Gemeinschaft mit seinem Schwiegervater Wiederhold und den Besitzern der Rheinböllerhütte, Utsch beziehungsweise Puricelli, sowie dem Herrn von Recum erwarb er zur Zeit der Säkularisierung des kirchlichen Besitzes durch die Franzosen ausgedehnte Güter und Waldungen“.[32] Sicher ist, dass auch sein Schwager J.M. Brandt an der Kapitalaufbringung zumindest für das Tholeyer Gut beteiligt war, da später Güter auf seinen Namen im Grundsteuerbuch von Frei-Laubersheim eingetragen wurden. Es bleibt festzuhalten, dass Frei-Laubersheimer Bürger bei der Versteigerung der Tholeyer Güter nicht zum Zuge kamen. Nach außen trat das Bankhaus Sahler als Käufer in Erscheinung. Tatsächlich aber standen hinter Sahler wohlhabende Bürger als Kapitalgeber, die sich durch spätere Parzellierung der großen Güter hohe Gewinne erhofften.

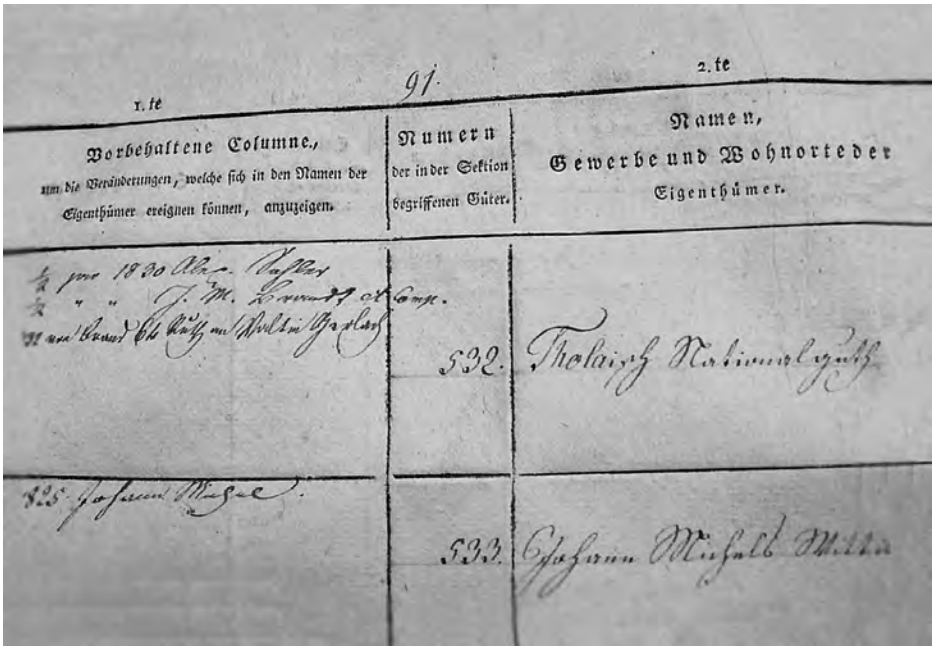
4.2.7. Der Weiterverkauf

Der Verkauf der Tholeyischen Güter durch das Bankhaus Sahler begann laut den Eintragungen in den Grundsteuerbüchern im Jahr 1820. Eine Parzellierung der Hofgüter war nicht erforderlich, da das Gut schon vor der Säkularisierung in 78 Parzellen aufgeteilt war, die von verschiedenen Pächtern bewirtschaftet wurden. Von den 78 Parzellen verkaufte das Bankhaus Sahler 37 Parzellen an Frei-Laubersheimer Bürger. Einige der Käufer erwarben mehrere Parzellen. Ob die Käufer auch die bisherigen Pächter waren, ist anhand der Grundsteuerbücher nicht feststellbar.

Am 4. Juli 1827 wurde das am Röhrenbrunnen gelegene zweistöckige Hofhaus mit Hofreithe und Garten „im Namen Freyburgers“ durch Sahler an Wilhelm Waller versteigert und diese Eigentumsänderung 1828 im Grundsteuerbuch erfasst. Die Nachfahren Wallers besitzen dieses Anwesen noch heute.

1830 wurden die restlichen 40 Parzellen zwischen Johann Michael Brandt & Co. und Friedrich Alexander Sahler, dem jüngsten Sohn Johann Christoph Sahlers, aufgeteilt. Jeder erhielt exakt die Hälfte der Restfläche von 7453 Ruthen als Eigentum. Die Gesellschaft Brandt & Co. verkaufte alle ihre Parzellen 1832 an Frei-Laubersheimer Bürger weiter. Sahler dagegen verkaufte in den Folgejahren nur einige Parzellen, den Großteil behielt er noch über längere Zeit als Eigentum. Wie hoch die Gewinne der beteiligten Kapitalgeber aus dem Verkauf der Güter waren, ist wegen fehlender Kaufverträge leider nicht mehr nachweisbar.

Fest steht jedoch, dass die Behauptung des Pfarrers Linß, die von mehreren heimatkundlichen Autoren übernommen wurde, nämlich dass die Ortsgemeinde Frei-Laubersheim am Verkauf „pekuniär“ gewonnen habe, nicht zutrifft. Die Gewinner waren, sofern Gewinne angefallen waren, kapitalkräftige Bürger aus Kreuznach und seiner Umgebung.



Alex Sahler und J.M. Brandt teilten sich im Jahre 1830 die Parzelle 532 (Auszug aus dem 1802/03 angelegten Frei-Laubersheimer Grundsteuerbuch). Foto: Wolfgang Zeiler, Frei-Laubersheim

Anmerkungen:

1) http://www.abtei-tholey.de/geschichte_wiederbesiedlung.html eingesehen am 29.10.2013
2) Hellriegel,Ludwig: Benediktiner als Seelsorger im linksrheinischen Gebiet des ehemaligen Erzbistums Mainz; Münster in Westfalen 1980, Seite 144
3) Zitiert nach dem Schreiben des Pfarrers Rohrbach vom 18. Juli 1954 an die Ortsgemeinde Frei-Laubersheim Seite 4; Ortsarchiv Frei-Laubersheim, Kirchenangelegenheiten
4) Ortsarchiv Frei-Laubersheim; Kirchenangelegenheiten, Stellungnahme der Gemeinde zu Frei-Laubersheim. Betr. Baulast an Kirche und ev. Pfarrhaus zu Frei-Laubersheim 1954
5) http://www.saarland-lese.de/index.php?article_id=409 eingesehen am 23. Oktober .2013
6) Stadtarchiv Bad Kreuznach 763 Nummer 14: Die Beziehung zwischen dem Herzog von Zweibrücken und dem französischen König ging offenbar über eine freundschaftliche Beziehung hinaus, denn Ludwig XV. bezeichnet in einem Schreiben den „duc des deux ponts“, also den Herzog von Zweibrücken als „notre très cher et aimé cousin“ (unseren sehr teuren und geliebten Cousin“).
7) Stadtarchiv Bad Kreuznach 763 Nummer 14
8) und 9) Lager, Dr., Domkapitular: Die ehemalige Benediktiner-Abtei Tholey; in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 1900 XXI 2–3; Seite 268
10) bis 12) Siehe Anmerkung 5.
13) Hellriegel, Ludwig, a.a.O. Seite 143
14) Stadtarchiv Bad Kreuznach 763 Nummer 14
15) Zum Beispiel bei Springer: Festschrift zum 200jährigen Bestehen der Pfarrkirche St. Mauritius und Gefährten in Frei-Laubersheim, 1996, Seite 42.
16) E-Mail des Historikers Johannes Naumann Kloster Tholey vom 08. Oktober 2013 an den Verfasser
17) Anmerkung von Johannes Naumann, Tholey, durch E-Mail vom 24. Dezember 2013: Die Tholeyer Republik muss gelesen werden „Tholey, Republik“. Es gab keine Republik Tholey, aber das Nationalgut gehörte der Republik Frankreich, also dem Fiskus.
18) Schieder, Wolfgang und Alfred Kube: Säkularisierung und Mediatisierung, Band IV, Boppard 1987, Seite 15
19) Stadtarchiv Bad Kreuznach, Nachlass Sahler, Quittung vom 14. August 1814
20) bis 22) Schieder, a.a.O.: S. 18, 19 und 20
23) bis 25) Landesarchiv Speyer; Signatur G 11 Nr. 113 Abt. VI Nummer 8
26) Schieder, a.a.O. Seite 99
27) Stadtarchiv Bad Kreuznach: Nachlass Sahler
28) Armknecht, K.H.: Die Kurpfälzer Familie Sahler, Berlin-Schöneberg 1937, Seite 23
29) Schieder, a.a.O. Seite 90
30) Stadtarchiv Bad Kreuznach Nachlass Sahler; Quittung vom 19.August 1815
31) und 32) Armknecht, a.a.O., Seite 23

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach).

Nummer 4/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Die Kreuznacher Museen unter der Leitung von Dr. Angela Nestler-Zapp

Rückblick auf ein Vierteljahrhundert verdienstvollen Wirkens

VON DR. MICHAEL VESPER, BAD KREUZNACH

Am 5. Dezember 1933 begann mit der Eröffnung des Heimatmuseums in der Kreuzstraße 69 (heute Stadtbibliothek) die Museumsgeschichte der Stadt Bad Kreuznach. Gerade einmal vier Personen waren es, die in den vergangenen 81 Jahren Verantwortung für die Leitung des Museums bzw. der Museen trugen: Dr. h.c. Karl Geib (1933–1951), Otto Guthmann (1951–1966, kommissarisch bis 1971), Dr. Hermann Bullinger, M.A. (1971–1988) und Dr. Angela Nestler-Zapp (1989–2015), die damit auf die längste Amtszeit zurückblickt.

Wenn die Stadt nun die Neubesetzung der Stelle vorbereitet, ist das der richtige Zeitpunkt, um die Entwicklung des Museums unter ihrer Ägide Revue passieren zu lassen und in den Zusammenhang der Geschichte seit seinen Anfängen zu stellen. Nicht zuletzt gibt dazu auch das Jubiläum Anlass, das die Römerhalle feiert: Vor 30 Jahren öffnete die Ausstellung ihre Türen.

Kurz zurück zu den Anfängen:

Karl Geib sah in dem Aufbau des Museums seine Lebensaufgabe. Er verfolgte dabei ausdrücklich den Aufbau einer Bildungseinrichtung, in der „Heimatkunde im umfassendsten Sinne“ (Heimatblätter, 5. Januar 1933) geboten werden sollte. Eine starke Betonung lag auf Natur- und Erdgeschichte sowie der Vor- und Frühgeschichte bis zur römisch-keltischen Zeit. Karl Geib war es damit gelungen, die Sammlungen des Vereines für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach (bis 1918 Antiquarisch-Historischer Verein) in ein Museum einzubringen – und damit letztlich zu bewahren. Sein Nachfolger Otto Guthmann, von Beruf Gewerbelehrer, führte das Museum ab 1951 zunächst nebenamtlich, ab 1960 hauptberuflich und nach seiner Pensionierung wieder ehrenamtlich. Geib und Guthmann kamen aus den Reihen des Vereins für Heimatkunde und waren der ursprünglichen Konzeption des Museums verpflichtet.

Guthmann führte als Vertrauensmann der Denkmalpflege erste Probegrabungen in der Hüffelsheimer Straße durch und dokumentierte die Lage von Nebengebäuden der dann in den 1970er Jahren ergrabenen großen römischen Palstvilla. Er erlebte 1966 noch den „Zufallsfund“ des Oceanusmosaiks durch Paul Czepluch in einem Baugraben an der Hüffelsheimer Straße. Guthmann ließ den Mosaikboden frei legen und ausgraben, allerdings wurde das Kunstwerk erst einmal nach Trier verbracht. Er band zudem das schon 1893 aufgefundene Gladiatorenmosaik endlich in die Museumskonzeption ein, verlagerte es von der Hüffelsheimer in die Kreuzstraße und präsentierte es in einem Anbau des Heimatmuseums.

Ein großer Richtungswechsel in der Museumsentwicklung vollzog sich in der Amtszeit von Hermann Bullinger – unter dessen tatkräftiger Mitwirkung. Die Museen wurden in den Schloßpark verlagert. Mit der im April 1985 eröffneten Römerhalle schuf die Stadt die Voraussetzungen dafür, dass sie ihre Funde aus der Römerzeit – vor allem das Gladiatorenmosaik – nicht an eines der Landesmuseen abgeben musste. An der großen Grabung auf dem Gelände der römischen Palastvilla (1975–1980) unter Leitung von Dr. Gerd Rupprecht wirkte Bullinger tatkräftig mit. Er war auf dem besten Weg, seinen großen Plan einer neuen, sehr viel umfassenderen Museumslandschaft zu verwirklichen, da starb er 1988, im 56. Lebensjahr, mitten in der Arbeit.

Ein Jahr nach dem Tod von Hermann Bullinger berief die Stadt Bad Kreuznach im Sommer 1989 Dr. Angela Nestler als neue Museumsdirektorin.

Wissenschaftlicher Werdegang

Dr. Angela Nestler-Zapp studierte wie ihr Vorgänger Vor- und Frühgeschichte, zudem Klassische Archäologie, Ethnologie und Kunstgeschichte an der Universität Hamburg. Nach der Promotion 1980 absolvierte sie ein Volontariat im Rheinischen Landesmuseum Bonn. Im Anschluss daran war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rheinischen Landesmuseum Trier und als wissenschaftliche Mitarbeiterin und schließlich stellvertretende Museumsdirektorin im Stadtmuseum Simeonstift Trier tätig.

Dr. Angela Nestler-Zapp, Direktorin der Bad Kreuznacher Museen von 1989 bis 2015, mit der Gruppe „Unbekannte Frau mit zwei Kindern“ von Robert Cauer dem Älteren (1831–1893).
Foto: Matthias Luhn, Bad Kreuznach

Diese Fächerkombination, die sowohl eine wissenschaftliche Betreuung der prähistorischen und archäologischen Bestände als auch der kunsthistorischen und stadtgeschichtlichen Sammlungen garantierte, verbunden mit einer mehrjährigen Berufserfahrung überzeugte die Gremien.

Museumskonzept und Nutzungskonzept für das Rittergut Bangert

Da Dr. Bullinger kurz nach der Übersiedlung des ehemaligen Heimatmuseums in der Kreuzstrasse in das Rittergut Bangert 1985 in der Aufbauphase aus seiner Arbeit gerissen worden war, warteten vielfältige Aufgaben auf die neue Museumsleitung. Vorrangige Aufgabe war die Entwicklung eines Museumskonzepts unter Berücksichtigung der Besonderheiten und der Schwerpunkte der Kreuznacher Museumsbestände.

Damit verbunden war die Entwicklung eines Nutzungskonzepts für das ehemalige Rittergut Bangert, welches die Umgestaltung und Erweiterung der Museumsanlagen umfassen sollte.

Römerhalle Bad Kreuznach: Hypothetische Rekonstruktion von Wandmalereien aus der römischen Palastvilla (Dr. Rüdiger Gogräfe und Irene Bell, Universität Mainz). Bildgeber: Schloßparkmuseum Bad Kreuznach

Ein wichtiger Punkt war die Verlagerung der naturwissenschaftlichen Sammlungen in zusätzliche neu zu schaffende Räume, denn das Schlösschen mit seiner vom Historismus geprägten Innenausstattung schien weniger für naturwissenschaftliche Präsentationen als vielmehr für Präsentation von Kunst und Kultur geeignet. So wurde denn auch in dem Nutzungskonzept formuliert: „Die Nutzung des Schlösschens als reines Kunstmuseum für die Sammlung Cauer, die grafische Sammlung und den Gemäldebestand wäre langfristig wünschenswert und würde dem Charakter der Räumlichkeiten wesentlich besser Rechnung tragen. Zwei Kabinette im Erdgeschoss sollten dem Besucher Aufschluss über die Geschichte des Schlösschens und seiner wechselnden Eigentümer geben."

Zusätzliche Räumlichkeiten für die Erweiterung der Schausammlungen sollten in den Nebengebäuden auf dem Wirtschaftshof des Rittergutes geschaffen werden. Dort sollten Dauerausstellungen zu Themen der Stadtgeschichte wie Weinbau und Weingenuss, Industrialisierung (zum Beispiel Glashütte) und die Geschichte der Kurstadt präsentiert werden.

Ein Desiderat war die Schaffung adäquater Magazinräume für eine konservatorisch unbedenkliche Lagerung nicht ausgestellter Bestände.

Zusätzliche Räumlichkeiten für das damals zum Museumsbereich gehörende Archiv waren ebenso vorgesehen wie Werkräume für museumspädagogische Angebote und Räume für größere Veranstaltungen, Kunst und Künstlerförderung, eine Vinothek sowie ein Café.

Frau Dr. Nestler legte dieses Konzept zur Stellungnahme dem Landesamt für Denkmalpflege in Mainz vor. Dr. Rupprecht antwortete am 16. Juli 1991: „Mit Freuden haben wir Ihre ausführlichen Darlegungen gelesen und können sie von unserer Seite nur noch unterstreichen. Ihnen ist es gelungen, zum ersten Mal in der Kreuznacher Museumsgeschichte ein klares und überzeugendes Konzept vorzulegen."

Wesentliche Punkte des Konzepts flossen zwar in den Bebauungsplan ein, in den darauf folgenden Jahren unterlag das Konzept jedoch zahlreichen Modifikationen und Einschränkungen, die politisch beziehungsweise finanziell begründet waren. Dessen ungeachtet wurden Teile des Konzepts umgesetzt. Dabei ging es vor allem darum, das leer stehende ehemalige Max-Planck-Institut einer sinnvollen kulturellen Nutzung zuzuführen. Im Rahmen der Förderung von Künstlern und Künstlergruppen aus Stadt und Region wurde von der damaligen Kulturdezernentin Renate Weirich die Einrichtung des Install als Ausstellungsraum der Stadt Bad Kreuznach initiiert und vorangetrieben. Die Einrichtung eines dritten Museums, des Museums für PuppentheaterKultur, dessen Realisierung auf das Engagement von Kulturdezernentin Helga Baumann zurückgeht, stellte eine wichtige Erweiterung der Museumslandschaft dar. Hier war Dr. Nestler-Zapp in die Planungen einbezogen, wobei sie mit den museologischen Aspekten der Neugründung betraut war. 2005 konnte das Museum für PuppentheaterKultur eröffnet werden.

Die unzureichende Unterbringung des Stadtarchivs, das in Räumen der Grundschule Planiger Strasse und verstreut in anderen Gebäuden lagerte, war bereits von den Vorgängern Dr. Nestler-Zapps moniert worden. Daher war der Umzug des Stadtarchivs eine erste wichtige Maßnahme zu einer angemesseneren Unterbringung der Archivalien, für die sich auch Kulturdezernentin Renate Weirich einsetzte. Das Pförtnerhäuschen wurde ertüchtigt und umgerüstet, so dass das Archiv hier einziehen konnte. Am Umzug hatte die damalige Archivarin Dr. Andrea Fink großen Anteil, sie übernahm in der Folgezeit auch eine erste Systematisierung der Archivbestände. Unter ihrer Nachfolgerin Franziska Blum-Gabelmann M. A. erfolgte die Herauslösung des Archivs aus dem Museumsverbund, mit dem Ziel diese Pflichtaufgabe der Stadt auf eine neue Grundlage zu stellen.

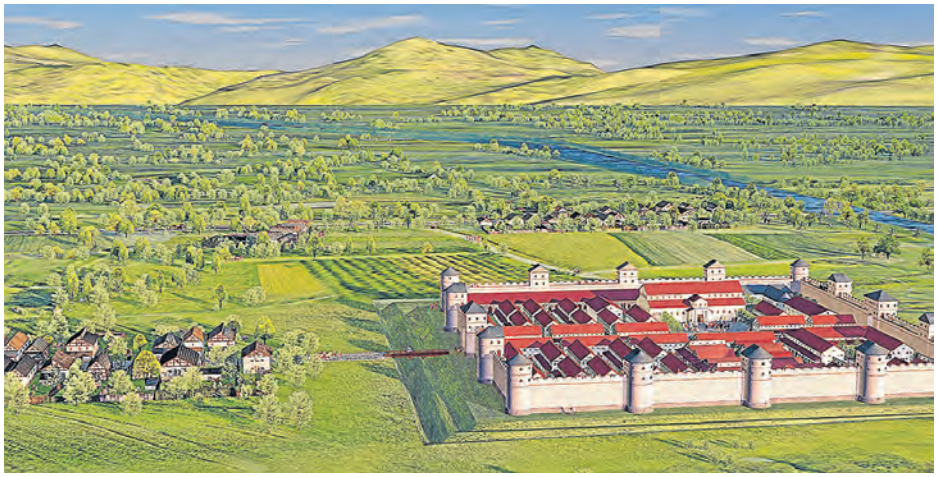
Umgestaltung der Dauerausstellungen im Schloßparkmuseum

Ein weiteres Ziel war, die Dauerausstellungen in Schloßparkmuseum und Römerhalle neu zu strukturieren und ein Konzept für die Sonderausstellungen zu entwickeln. Dabei hatte zunächst das Schloßparkmuseum Vorrang, dessen Schausammlungen 1989 eine heterogene Präsentation aufwiesen. Durch den Umzug des alten Heimatmuseums in das denkmalgeschützte Rittergut Bangert, die Schaffung zweier getrennter Museumsbauten mit der dazugehörigen römischen Palstvilla hatte sich auch der Charakter des Museums geändert. Es galt daher, ein eigenes Profil für das Museum zu erarbeiten und die Dauerausstellungen zugunsten einer zeitgemäßen, stadt- und kunstgeschichtlich ausgerichteten Konzeption neu zu strukturieren.

Im Untergeschoss wurde die weitgehend ungeordnete Sammlung zur Vor- und Frühgeschichte aus Stadt und Kreis im Rahmen von AB-Maßnahmen bis 1993 neu gestaltet und didaktisch aufbereitet.

Im Erdgeschoss trat sukzessive an die Stelle einer geologisch/paläontologischen Dauerausstellung eine stadt- und kunstgeschichtliche Präsentation zur Geschichte des Rittergutes Bangert, zur Geschichte des Kurbetriebes (inklusive Dr. Prieger und Dr. Aschoff) und mit Ansichten von Kreuznach und Region sowie Kreuznacher Künstler.

Im Obergeschoss erfolgte eine Neugestaltung der Sammlung. Nach umfangreichen Restaurierungsmaßnahmen der Cauer-Bestände wurde 2000 eine Sonderausstellung zur Geschichte dieser Familie eröffnet, die später zum Teil in die Dauerausstellung einfloss. Heute ist das gesamte Obergeschoss der Bildhauerfamilie Cauer gewidmet, hinzu kommen Arbeiten der in den 50er Jahren in Bad Münster am Stein lebenden Glaskünstlerin Ida Paulin.



Ein instruktives Element der Umgestaltung der Römerhalle bildet auch diese Visualisierung des spätantiken Bad Kreuznacher Römerkastells von Diplom-Designerin Irene Bell (Universität Mainz).
Bildgeber: Schloßparkmuseum Bad Kreuznach

Die neugestaltete Dauer–Ausstellung im Obergeschoss des Schloßparkmuseums Bad Kreuznach zeigt Werke mehrerer Generationen der Bildhauerfamilie Cauer. Bildgeber: Schloßparkmuseum Bad Kreuznach

Sonderausstellungen im Schloßparkmuseum

Die Wechselausstellungsräume im Schloßparkmuseum, die 1989 mit den fragilen Pflanzen des Herbar Geisenheyner belegt waren, wurden für Wechselausstellungen aktiviert. Das lichtempfindliche Herbar wurde in Mappen verpackt und eingelagert, da es sich nicht für eine ständige Präsentation eignete.

Dr. Nestler-Zapp kann auf eine umfangreiche Ausstellungstätigkeit zurückblicken, denn, so ihr Konzept, „Erfahrung in allen Museen zeigt, dass es nicht die Dauerausstellungen sind, welche die Besucher ins Museum ziehen, sondern die Sonderausstellungen."

Durch diese Ausstellungen wurden seit 1989 auch die Bestände sowie Neuerwerbungen und Schenkungen des Schloßparkmuseums zum großen Teil erstmals wissenschaftlich bearbeitet und der Öffentlichkeit präsentiert.

Neben der Bildhauerfamile Cauer, deren Schaffen u. a. im Jahr 2000 mit einer großen Ausstellung zu allen Generationen gewürdigt wurde, waren es vor allem Künstler und Künstlerinnen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, deren Werke und Leben gezeigt und in ihren Zeithintergrund eingeordnet wurden – oft mit stadt- und regionalgeschichtlichem Kontext.

Für die gesamte Öffentlichkeitsarbeit, einschließlich Veranstaltungen und Ausstellungen, standen dem Schloßparkmuseum in den vergangenen Jahrzehnten zwischen 5000 und 7000 Euro pro Jahr zur Verfügung. Trotz dieser vergleichsweise geringen Summe wurden in 25 Jahren 147 Ausstellungen realisiert. „Ohne die Unterstützung von Sponsoren wären viele Aufgaben nicht zu stemmen gewesen", so Dr. Nestler-Zapp. Vieles wäre nicht möglich gewesen, wenn die Museumsleitung nicht hätte auf die Unterstützung der Dr. Hermann Bullinger und Inge Bullinger-Pittler-Stiftung hätte zurückgreifen können. Auch die gute Kontaktpflege zu privaten Leihgebern, sowie Kooperationen mit anderen Museen, Universitäten und Galerien machten Ausstellungen mit „kleinem oder keinem Budget" möglich.

Veranstaltet wurden Ausstellungen zur Bad Kreuznacher Stadtgeschichte (zum Beispiel: Die Kreuznacher Glashütte, Die Familie Puricelli, Die Familie von Recum, 700 Jahre jüdische Geschichte, 100 Jahre Schneider-Kreuznach), zu Erdgeschichte, Archäologie und Ethnologie des Nahelandes, zu übergreifenden kulturhistorischen Themen (zum Beispiel Weihnachtsbräuche, Spielzeug), zu Künstlern des 19. und frühen 20. Jahrhunderts aus Stadt und Region sowie Rheinland-Pfalz (zum Beispiel Maler Müller, Louis Kauffmann, Karl Kastenholz, Heijo Hangen, Kubach-Wilmsen, Nelli Schmithals, Hans Schmithals) sowie zu bedeutenden Kunstschaffenden anderer Provenienz.

Die Förderung von Künstlern aus Stadt und Land war ein Schwerpunkt der Arbeit von Dr. Nestler-Zapp, die sich nicht nur in der Ausstellungstätigkeit, sondern auch in zahlreichen Katalogbeiträgen niederschlug. In der öffentlichen Diskussion tauchte gelegentlich das Argument auf, das Schloßparkmuseum sei „zu wenig" stadtgeschichtliches Museum. Hiergegen ist einzuwenden, dass weder das Raumprogramm noch die kunstgeschichtlichen Sammlungsschwerpunkte eine solche Konzeption realisierbar machen. Die Materialien zur Kur etwa können nur eine Andeutung sein und eine große kurgeschichtliche Ausstellung nicht ersetzen. Auch das Geib-Museum war kein stadtgeschichtliches Museum in diesem Sinne. Zum anderen trägt die Schwerpunktsetzung auf die Kulturgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts dem Charakter der Sammlungen Rechnung. Eine statische heimatgeschichtliche Sammlung hätte zudem nur geringe Aussichten auf einen nachhaltigen Publikumszuspruch.

Die Museen richten sich nicht nur an Kreuznacher Bürger (Einzelbesucher, Familien, Senioren, Kindergärten und Schulen), sondern auch an Besucher überregionaler Herkunft wie Jugendherbergsgäste, Touristen, Gruppenreisende, Kulturinteressierte, Wanderer und Wellnessbesucher. Somit bilden die Museen auch wichtige Faktoren bei der Vermarktung der Stadt Bad Kreuznach.

Umgestaltung der Römerhalle

Da die Umgestaltung des Schloßparkmuseums die 90er-Jahre in Anspruch nahm, blieb es bei der Römerhalle zunächst im wesentlichen bei der von Bullinger entwickelten Konzeption.

Die Umgestaltung der Römerhalle nahm 2006 mit der Translozierung der Bingerbrücker Grabsteine, die weitgehend unbeachtet im Umgang um die Hypokaustheizung des Gladiatorenmosaiks standen, ihren Anfang.

Mit Unterstützung von Dr. Gerd Rupprecht, Landesarchäologe in der Generaldirektion Kulturelles Erbe, Direktion Archäologie, Mainz, der eine erhebliche Anstoßfinanzierung für diese Arbeiten ermöglichte und mit Hilfe der Dr. Hermann Bullinger und Inge Bullinger-Pittler-Stiftung konnte Dr. Nestler-Zapp diese Arbeiten in Angriff nehmen. In einer aufwendigen Aktion wurden die zentnerschweren Grabdenkmäler durch den Bildhauer- und Steinmetzbetrieb Andreas Graffé, Mainz, aus dem Kellergeschoss in die ebenerdige Ausstellungshalle verbracht, wo die Neuaufstellung erfolgte.

Die Grabsteine, die zwischen 1859 und 1860 auf dem Gräberfeld von Bingerbrück geborgen wurden, gehören neben den Mosaikböden zu den bedeutendsten Funden in der Römerhalle, denn sie geben wichtige Informationen zur römischen Militärgeschichte.

Ein von Dr. Nestler-Zapp 2007 an das Land gestellter Antrag für eine Förderung der Modernisierung der Römerhalle war erfolgreich. Rheinland-Pfalz bezuschusste das Projekt „Ausbau und Modernisierung der Römerhalle Bad Kreuznach" im Rahmen der Förderung des „Kulturerbe der Region". Von den gesamten Projektkosten in Höhe von 184 000 Euro, übernahm das Land 75 Prozent. Die Arbeiten erstreckten sich auf insgesamt vier Jahre.

Zunächst galt es, die römische Palastvilla von Bad Kreuznach ihrer archäologischen Bedeutung gemäß zu präsentieren, wobei Schwerpunkte die Baugeschichte der Villa und das Leben der Villenbewohner bildeten.

Ein neuer Gedanke war, den Fokus nicht nur auf die Mosaikböden zu richten, sondern den Besuchern auch die qualitätvollen Wandmalereien der Villa zu veranschaulichen. Der Mainzer Archäologe Dr. Rüdiger Gogräfe, ein Spezialist für römische Wandmalerei, entwickelte in Zusammenarbeit mit Irene Bell, Grafikerin am Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Mainz, digitale Rekonstruktionen von Wanddekorationen aus der Villa. Drei Wände im Maßstab 1:1 sollten eine Vorstellung vom Musterrepertoir der Prachtvilla vermitteln. Die differenzierte Oberflächenstruktur der Wandmalereien wurde mit den Mitteln moderner Grafikprogramme erfasst und nachgeahmt, ebenso die unterschiedlichen Spuren handwerklicher Oberflächenbehandlung.

Das Alltagsleben der Bewohner im Vicus sowie das spätantike Kastell bildeten wei-

Glaskunst von Ida Paulin (1880-1955): Fensterdetail im Schloßparkmuseum Bad Kreuznach.
Bildgeber: Schloßparkmuseum Bad Kreuznach

tere Schwerpunkte. Zahlreiche Exponate belegen direkt und indirekt Handel und Handwerk im römischen Kreuznach und die Integration der einheimischen Bevölkerung durch Übernahme römischer Kulturerzeugnisse und römischer Lebensart.

Eine großformatige digitale Idealrekonstruktion des römischen Vicus von Bad Kreuznach vermittelt eine Vorstellung vom Aussehen und der Ausdehnung der römischen Siedlung, eine zweite digitale Rekonstruktion zeigt das spätantike Kastell. Als Ferienprojekt des Gymnasiums an der Stadtmauer entstand im Sommer 2014 gemeinsam mit einer Schüler-Arbeitsgruppe ein Modell des Kastells im Maßstab 1:200. Basierend auf den jüngsten Forschungen zu spätantiken Kastellen von Arno Braun MA, Universität Mainz, erstellte Bodo Zapp einen Entwurf, dessen Umsetzung gemeinsam mit der Arbeitsgruppe begonnen und später für die Dauerausstellung in der Römerhalle professionell überarbeitet wurde.

Mit der Einbeziehung zeitgemäßer Medien und spielerischer Elemente schließt die neu gestaltete Römerhalle nun didaktisch an das 21. Jahrhundert an. Die Ausstellung mit ihrem erweiterten Themenspektrum lädt dazu ein, das römische Kreuznach neu zu entdecken. Speziell für die jungen Besucher gedacht sind Juniortafeln und Mitmachstationen, die den Rundgang durch die Römerhalle zu einem Erlebnis werden lassen. Künftig können auch Lehrer den Besuch in der Römerhalle besser in den Unterricht integrieren. Ein Quiz für Grundschulkinder und ein Quiz für die Sekundarstufe II vermitteln Inhalte und fordern zum Hinschauen und Kombinieren auf.

Museumspädagogische Angebote und Programme

Die Öffentlichkeitsarbeit und die Vermittlung der Sammlungen waren ein weiterer wichtiger Bestandteil der Museumsarbeit der vergangenen 25 Jahre. Regelmäßig erscheinende Programme informierten über Vorträge, Führungen, Workshops und Ferienaktionen, deren Gestaltung und Durchführung freiberuflichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen übertragen wurden.

Museumsfeste mit Reenactment-Gruppen, die Teilnahme am jährlichen internationalen Museumstag, spezifisch „römische“ Angebote am seit nunmehr acht Jahren stattfindenden „Römertag“, die Museumskoffer „Steinzeit“ und „Römerzeit“ für den Einsatz in Schulen, sowie Kostümführungen tragen den neuen Anforderungen an die Museumsarbeit Rechnung, zu denen auch die Vermarktung von Räumlichkeiten des Schloßparkmuseums und der Römerhalle gehören.

Undatiertes Selbstporträt der Bad Kreuznacher Malerin Helene Voigtländer (1857-1934).
Bildgeber: Schloßparkmuseum Bad Kreuznacher

Konservierung und Restaurierung von Museumsgut aus Schloßparkmuseum und Römerhalle

Ausstellungen und öffentlichkeitswirksame Veranstaltungen stellen den Teil der Museumsarbeit dar, welcher von der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Die Bewältigung anderer Notwendigkeiten der musealen Arbeit geschieht meistens von der Öffentlichkeit unbemerkt, so die Pflege der Sammlungen. Hier erfolgten in den vergangenen Jahrzehnten umfangreiche konservatorische sowie Restaurierungsmaßnahmen der Grafikbestände, der Gemälde, der Cauer-Skulpturen sowie der archäologischen und geologischen Sammlungen.

Während für die Bestände des Schloßparkmuseums zusätzliche Magazinräume geschaffen wurden, unterblieben die notwendigen Erweiterungen der Magazinräume für die römischen Bestände, da die Nebengebäude einer neuen Nutzung zugeführt worden waren. Aus konservatorischer Verantwortung für das Kulturgut der Stadt Bad Kreuznach wurde in Absprache mit dem damaligen Leiter der Denkmalpflege, Dr. Gerd Rupprecht, der die Kreuznacher Verhältnisse kannte, das Gros der nicht in der Römerhalle gezeigten Funde in die Magazine der Archäologischen Denkmalpflege Mainz verbracht. Es handelt sich um die Funde aus Bingerbrück, dem Vicus, dem Kastell und der Palastvilla. „Für dieses Entgegenkommen bin ich den dortigen Kollegen sehr dankbar“, so Museumsdirektorin Dr. Angela Nestler-Zapp, „auch wenn es schmerzlich ist, dass der Zugriff auf die für die archäologische Vergangenheit unserer Stadt bedeutenden Funde nicht mehr unmittelbar möglich ist.“

Publikationen (Auswahl)

Begleitbücher zu Ausstellungen im Schloßparkmuseum:

Klaus Freckmann und Angela Nestler-Zapp (Hrsg.): „**Die Bildhauerfamilie Cauer**“, Bad Sobernheim 2000

Karl-Heinz Mader: „**Heinrich Wilhelm Storck im 'Sir John Falstaff' und anderswo**“, Redaktion und Vorwort von Angela Nestler-Zapp, Bad Kreuznach 2004

Angela Nestler-Zapp: **„Abstrakt bis märchenhaft: Die bemalten Gläser der Künstlerin Ida Paulin“**, Bad Kreuznach und Bad Münster am Stein-Ebernburg 2006

Angela Nestler-Zapp und Bodo Zapp: „**Bad Kreuznach mit feiner Feder- Zeichnungen von Bodo Zapp**“, Bad Kreuznach 2007

H. Heidermann, M. Kramp, A. Nestler-Zapp, F. Schellack, B. Schulte: **„Von innerer Überzeugung beseelt ...“**, Bad Kreuznach 2008

Angela Nestler-Zapp: **„Paul Nobis: Maler, Grafiker, Designer“**, Bad Kreuznach 2012

Andrea Richter: **„Hans Schmithals – Zwischen Jugendstil und Moderne“**, herausgegeben von Angela Nestler-Zapp, Bad Kreuznach 2014

Publikationen zur provinzialrömischen Geschichte:

Angela Nestler-Zapp: **„Die Soldatengräber von Bingerbrück“**, Bad Kreuznach 2007

Sabine Hornung: **„Luxus auf dem Lande – Die römische Palastvilla von Bad Kreuznach“**, herausgegeben von Angela Nestler-Zapp, 2. erweiterte Auflage, Bad Kreuznach 2011

Museumsdirektorin Dr. Angela Nestler-Zapp, Ministerpräsidentin Malu Dreyer und Dr. Josef Staub, Geschäftsführer der Schneider-Gruppe, bei der Eröfffnung der Ausstellung „Die Welt im Fokus – 100 Jahre Schneider Optische Werke Bad Kreuznach“ im Februar 2013. Bildgeber: Schloßparkmuseum Bad Kreuznach

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach).

Nummer 5/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Was verbindet die Ebernburg mit der Stanford University?

Das nachhaltige Wirken eines Ritters auf der Ebernburg

VON DR. FRIEDRICH ULBRICHT, KOBLENZ

Vorbemerkung

Im Mittelpunkt der Suche nach dem Bindeglied zwischen beiden Institutionen stehen die Wirren der Zeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts, das hierdurch ausgelöste Wirken Ulrich von Huttens und - mehr gestreift - das Martin Luthers und Franz von Sickingens. Es folgt die Darstellung einiger charakteristischer Merkmale der kalifornischen Universität und schließlich die überraschende Klärung der gestellten Frage. Durch die gewollt knappe Darstellung des Stoffes lässt sich mitunter eine plakative, vereinfachte und zugespitzte Form nicht vermeiden; näheres ist der umfangreichen Literatur zu entnehmen.

* * *

Im Mündungswinkel von Alsenz und Nahe im Bad Kreuznacher Stadtteil Bad Münster am Stein- Ebernburg liegt auf einem Felsvorsprung die Ebernburg. Was für eine Verbindung kann diese Burg zu einer der bedeutendsten Universitäten der Welt haben?

Viele Bewohner des unteren Nahetals kennen die Sage, die der Ebernburg ihren Namen gab. In ihrem Mittelpunkt steht bekanntlich eine List ihrer Bewohner: sie wollen trotz einer langen Belagerung ihre Freiheit nicht verlieren. Im Morgengrauen eines jeden Tages packen sie den einzig verbliebenen Eber an den Beinen, werfen ihn auf den Rücken, als ob sie ihn schlachten wollten; das arme Tier erhebt darauf ein schreckliches Geschrei und wird bald wieder frei gelassen. Durch dieses Spiel wird der Feind so lange getäuscht, bis auch ihm die Nahrung ausgeht und er „unverrichteter Dinge“ abziehen muss.

Diese Sage führt noch nicht zu dem gesuchten Bindeglied. Aber ein Wort daraus ist der „rote Faden“, der zu ihm hinführen wird. So ist denn weiter zu fragen, ob das unterhalb der Burg stehende, 1889 enthüllte Denkmal mit den beiden Reichsrittern Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen beziehungsweise die Inschrift auf seinem Sockel, „Den Vorkämpfern der deutschen Einheit“, zur Lösung des Rätsels führen könnte.

Die Ebernburg im Jahr ihrer Zerstörung (1523). Holzstich von Jobst Denecker.
Fundstelle: Wolfgang Reiniger, Stadt- und Ortsansichten des Kreises Bad Kreuznach, Bad Kreuznach 1990, Seite 68

Was symbolisiert dieses Denkmal? Was macht beide Personen zu Vorkämpfern der Einheit? Werden beide Fragen weiterführende Hinweise zum Auffinden des gesuchten Bindegliedes geben? Zunächst ist die Zeit aufzusuchen, in der Hutten und Sickingen gewirkt haben. Es ist die Zeit zu Anfang des 16. Jahrhunderts, der langsame Übergang vom Spätmittelalter zur Neuzeit. Eine turbulente, unruhige Zeit:

- Es ist die Zeit einer sich erstmals bildenden kleinen Bürgerschicht, gefördert durch den wachsenden Handel, aber auch mit der Folge erster sozialer Spannungen.
- Es ist die Zeit des weiterhin währenden Kampfes um die Macht zwischen Kaiser und Papst, zurückgehend auf Konstantin den Großen, römischer Kaiser von 306 bis 337. Er schenkte um 315 Rom, Italien und die Westhälfte des römischen Reiches Papst

Der Reichsritter Ulrich von Hutten (1488–1523). Zeitgenössischer Stich.
Bildgeber: Heimatwissenschaftliche Zentralbibliothek des Landkreises Bad Kreuznach

Silvester I. und all seinen Nachfolgern und räumte damit dem Kirchenoberhaupt den Vorrang vor dem Kaiser ein („Konstantinische Schenkung"). Aber auch die Kaiser sahen ihre Macht von Gott gegeben (sie wurde ihnen jedoch Mitte des 14. Jahrhunderts zusätzlich beschnitten: die Fürsten erstritten sich quasi-königliche Rechte).

- Es ist aber vor allem die Zeit, in der das Papsttum versuchte, größeren, viel größeren Einfluss auf die Reichspolitik zu gewinnen. Dazu war ihm jedes Mittel Recht. So säte es Zwietracht, in dem es die Partikularinteressen der Fürsten förderte, es nutzte die „niedrigen Volksschichten" zur Füllung seiner Kassen aus und Denken und Tun mussten sich dem kirchlichen Lehramt – alles ist von Gott her zu denken – unterordnen. Wer sich dem widersetzte, war ein Ketzer und setzte sich der Gefahr der Inquisition aus: Folterung, gar Hinrichtung oder Verbrennung bei lebendigem Leibe.

- Gleichzeitig nahm der sittliche Verfall vieler Kirchenangehöriger immer weiter zu.

Aus den Reihen derjenigen, die dies alles anprangerten, ragte – anfangs – ein Mann besonders heraus: Ulrich von Hutten. Bald publizierte er, was vor ihm schon andere, darunter der Kirchenrechtler und spätere Kardinal Nikolaus von Kues, herausgefunden hatten, aber nicht wagten, zu veröffentlichen: die „Konstantinische Schenkung" ist eine Fälschung! Damit nicht genug: wollte er seine Ziele erreichen, musste er mit „spitzer" Feder gegen die Sünden Roms angehen. So zum Beispiel in seiner Trinität: „Drei Dinge werden verkauft in Rom: Christus, Priestertum, Frauen. Drei Dinge sind verhasst in Rom: ein allgemeines Konzil, eine Reform der Kirche und dass den Deutschen die Augen geöffnet werden".

Rom (damit meinte Hutten alle geistlichen Glieder der römischen Kirche) ist entsetzt. Ist da doch plötzlich ein Störenfried, der nicht nur eben mal aufmuckt, nein er nutzt auch die neue Buchdruckerkunst und lässt so vor allem in den Städten seine Schriften an jedermann verteilen. Wer ist dieser Mann, der sich erlaubt, solch Ungeheuerliches (auch wenn es zutrifft) zu verbreiten, gar an den Grundfesten der römischen Kirche zu rütteln?

Ulrich von Hutten (1488 bis 1523), entstammte einem fränkischen Reichsrittergeschlecht (Reichsritter sind nur dem Kaiser gegenüber zur Treue verpflichtet). Durch diese Herkunft fühlte er sich dem Ideal der Freiheit verpflichtet. Das gab ihm die Kraft für sein späteres schriftstellerisches und politisches Wirken: er kämpfte gegen jedwede Ungerechtigkeit – besonders wenn Machtmissbrauch, wie zum Beispiel Fürstenwillkür, im Spiel war – und er setzte sich für das Ansehen seines Kaisers Maximilian I. (er starb Anfang 1519) und die Unabhängigkeit und Erneuerung des Reiches ein. Nach Klosterschule, verschiedenen Universitäten (mit besonderem Interesse für die antike Kunst der Rede und der Feder), drängte es ihn bald in das öffentliche Dasein. Fand er Unrecht, griff er zur Feder, manchmal den Blick für das rechte Maß verlierend. Nach Wanderjahren in Deutschland und zwei Italienaufenthalten, dazwischen beim mächtigen Erzbischof in Mainz eine Stelle antretend, störte ihn zunehmend,

- dass die gebildeten Römer seine Deutschen als „Barbaren" bezeichneten und

- dass die römische Geistlichkeit die von Gott gesetzten Grenzen missachtete: durch ihr prunkvolles, lasterhaftes Leben.

Immer an seine deutsche Herkunft denkend, die Schwäche seines Kaisers, den allmählichen Verfall des Reiches und die Ausbeutung des Volkes vor Augen, verfasste er immer mehr Kampfschriften gegen Rom, zunächst in lateinischer – und als er sah, dass diese bewusst falsch übersetzt wurden – in deutscher Sprache.

Schließlich überspannte Rom den Bogen: Der Dominikaner-Mönch Johann Tetzel zog marktschreierisch mit seinen Ablassbriefen durch die Lande. Für ihren Verkauf war er von Rom zum Apostolischen Kommissar ernannt worden. Und so wusste er: wenn eine legitimierte Kirchen-Autorität spricht, werden die Menschen das, was sie verkündet, nicht anzweifeln. Und so verkündete er, was sich Rom ausgedacht hatte: Will der sündige Mensch nach seinem Tode nicht auf ewig im Fegefeuer schmoren, muss er einen Ablassbrief kaufen. Je größer seine Sünden, je höher der Betrag. Das Volk leidet, ihm wird buchstäblich die Luft zum Atmen abgeschnitten: statt selbständig zu denken, „wird es gedacht": „Kann ich meine Vorfahren auch noch freikaufen? Wie viel muss ich für sie in den Kasten werfen? Woher soll ich das Geld nehmen"? – Der reichliche Erlös fließt in die Kassen Roms, der Bischöfe und des Bankhauses Fugger, das unter anderem den Kauf der Stimmen bei der Wahl der Bischöfe vorfinanzierte.

Dies alles zwingt einen Augustiner-Mönch auf den Plan: Martin Luther. Er muss das Unrecht, das seinen gläubigen Mitmenschen widerfährt, herausschreien: am 31. Oktober des Jahres 1517 schlägt er an der Schlosskirche zu Wittenberg 95 Thesen an und wettert darin gegen die Ablassbriefe. Mit Hilfe der Buchdruckerkunst sind die Thesen innerhalb von 14 Tagen im gesamten deutschsprachigen Raum bekannt. Dieses, sein weiteres Wirken und eine der sich daraus ergebenden Folgen wird zum Anlass für das gesuchte Bindeglied. Denn für den armen Mönch brechen nun unruhige, schlimme Zeiten an. Rom wird hellhörig, zornig. Je zorniger Rom wird, desto standhafter bleibt Luther – mit seinen von Gott her kommenden Worten. Die Reformbestrebungen erfassen immer mehr Menschen. Von Papst Leo X. wird ihm der Bann angedroht.

Für Hutten soll es bald richtig gefährlich werden. Steht er wegen seiner vom Freiheitsgedanken her kommenden Kampfschriften schon unter strenger Beobachtung, wird er nun in Rom als Bekenner Luthers verraten. Jetzt, so sagen ihm seine Freunde, ist sein Leben in Gefahr. So bleibt ihm nur noch die Flucht auf einen sicheren Ort, die Ebernburg, zu seinem Freund Franz von Sickingen (1481 bis 1523). Dort trifft er im September 1520 ein.

Diese Burg, urkundlich erstmals 1209 erwähnt, hatte zu jener Zeit eine Art Residenzcharakter. Der Burgherr stand mit seiner Macht – er befehligte zeitweise bis zu 15 000 Mann und beherrschte damit große Teile des Rheintales – und Bedeutung kaum der eines Fürsten nach. Bei seiner Ankunft war Hutten nicht in bester Verfassung: seine Brautschau vergebens, seine finanzielle Lage nicht zum Besten stehend, seinem Ziel, die römische Fremdherrschaft über Deutschland zurück zu drängen, keinen Schritt näher gekommen, jetzt auch noch den Häschern Roms ausgeliefert. „Wer bin ich denn? Bin ich nicht ein Reichsritter und kann daher nur vom Kaiser vor ein Gericht gestellt werden"? Aber die Sache hatte einen Haken, einen großen Haken: der neue, 21 jährige Kaiser Karl V. wollte sich wegen seiner Italienpolitik nicht mit dem Papst anlegen.

So blieb Hutten nichts anderes übrig, als zu einem Feldzug gegen die Kirchengewalten aufzurufen. Und zwar mussten seine Schriften so kräftig formuliert sein, dass die, die sie lasen – nur drei bis vier Prozent des Volkes konnten lesen – so betroffen waren, ihren Inhalt weitergeben zu müssen. Auch konnte Hutten in der Abgeschiedenheit der Burg während der langen Winterabende Sickingen für die Sache Luthers gewinnen. Und so wurden sie sich einig: Koste es, was

Einweihung des 1889 von Carl Cauer und seinen Söhnen geschaffenen Denkmals für Ulrich von Hutten (links) und Franz von Sickingen.Im Vordergrund links ist der Bildhauer zu sehen.
Bildgeber: Kreismedienzentrum Bad Kreuznach

Haupteingang der Stanford University in Kalifornien. Bildquelle: Google

es wolle, Luther wird, wenn nicht anders möglich, auf der Burg „Asyl" gewährt. War doch 1415 der Prediger Jan Hus auf den Scheiterhaufen geworfen worden, weil er die Kirche reformieren wollte, und war 1498 der Dominikaner Girolamo Savonarola hingerichtet worden, weil er den Lebenswandel des Klerus kritisiert hatte.

Und während die Turbulenzen um Luther immer mehr zunehmen – mal wird er vom Kaiser auf den Reichstag zu Worms geladen, dann auf Betreiben Roms ausgeladen, dann verhängt Leo X. im Januar 1521 endgütig den Bann über ihn, schließlich wird er wieder nach Worms geladen – ist auf der Ebernburg der ehemalige Dominikaner Martin Bucer eingetroffen. Er ist für Briefe und Nachrichten von und nach Worms – der Reichstag begann Ende Januar – der richtige Mann und so wissen Hutten und Sickingen, mit welchem Eifer die Anhänger und Vertreter Roms kämpfen, um Luthers habhaft zu werden.

Damit dies verhindert wird, schreibt Hutten in lateinischer Sprache drei Invektiven (invectiva = verbaler Angriff): je eine an die beiden päpstlichen Nuntien und eine – im März – an die Geistlichkeit (Bischöfe), alle bereits vor dem Eintreffen Luthers in Worms weilend. Er schreibt gleichermaßen pauschal verurteilend wie kraftvoll und unerschrocken und so heißt es in der dritten Invektive (der von David Friedrich Strauß übersetzte Text ist in der heutigen Schreibweise wiedergegeben): „Was habt ihr mit dem Almosen unserer Väter zu schaffen, das diese für Armen- und Kirchenzwecke gestiftet, und darum uns, ihren Kindern, entzogen haben? Wie kommt ihr dazu, das zu frommen Zwecken Gespendete zu Völlerei, Unzucht, Pracht und Prunk zu missbrauchen, während viele rechtschaffene und fromme Menschen Hunger leiden? Sehet ihr nicht, dass die Luft der Freiheit weht, dass die Menschen des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbei zu führen suchen? Ich werde stacheln, spornen, reizen und drängen zur Freiheit. Die mich sogleich befallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch notwendige Beharrlichkeit zwingen. Dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Missgeschick, sondern bin auf Beides gefasst."

Hutten mit Leib und Seele! Auch ist er wieder da, der „rote Faden", verkörpert – gleich zwei Mal – durch das Wort „Freiheit". Beim ersten Mal stellt Hutten durch das Hinzufügen eines Hauptwortes in Verbindung mit einem anschaulichen Tätigkeitswort einen nicht mehr aufzuhaltenden Prozess fest:

Die Luft der Freiheit weht

* * *

Wer sich mit den Folgen des digitalen Zeitalters auseinander setzen will, kommt nicht umhin, den darin „tonangebenden Ort" aufzusuchen: das kalifornische Tal Silicon Valley. „Keimzelle und Brutreaktor" für die Gründung so erfolgreicher Firmen wie zum Beispiel Hewlett-Packard, Yahoo, Google, und eBay ist die in Palo Alto ansässige Universität: die 1891 von dem Eisenbahnbaron Leland Stanford zur Erinnerung an seinen früh verstorbenen Sohn gegründete Stanford University. Die Frage, warum das so ist, stellte sich 2013 der deutsche Journalist Christoph Keese. Er fand dort untere anderem folgendes heraus (der flüssigeren Lesbarkeit halber sind einige Aufzählungen leicht modifiziert): „Die Stanford University belegt je nach Fakultät Platz eins oder zwei der meisten Rankings in den USA. Sie verfügt über ein Jahresbudget von fast fünf Milliarden Dollar, fast zehnmal soviel wie die Universität Köln, Deutschlands größte Hochschule. Pro Jahr gehen etwa eine Milliarde Dollar Spenden ein, das Tausendfache des in Europa üblichen Niveaus. Gönner wetteifern um die Ehre, größter Einzelspender zu sein. Schecks über 100 Millionen Dollar sind keine Seltenheit. Zu den Laureaten zählen 21 Nobelpreisträger, Stanford allein bringt es auf ein Fünftel der Nobelpreise Deutschlands. 15 000 Studenten sind eingeschrieben; deutsche Massenuniversitäten haben etwa dreimal soviel. Es gibt fast 2000 Professoren – viermal so viel wie in Köln. Das Betreuungsverhältnis ist zwölfmal besser. Hinzu kommen 13 000 Mitarbeiter.

Ein Schwerpunkt-Fach der Universität ist - nicht ganz unumstritten – Unternehmensgründung: Unternehmer werden, statt sich anstellen zu lassen, lautet das Ziel. 'Angehende' oder 'fertige' Ingenieure und Naturwissenschaftler haben das Sagen mit dem Ergebnis (so eine Studie der Universität): 8000 universitätseigene Erfindungen und rund 40 000 aus der Universität hervorgegangene Unternehmen mit 5,4 Millionen Arbeitsplätzen. Auch im Sport liegt Stanford vorn. Bei den Olympischen Sommerspielen in London 2012 errangen seine Sportler zwölf Goldmedaillen, eine mehr als Deutschland. Jedes vierte Gold der USA ging nach Stanford."

Auf die Frage des Journalisten Keese an den vorletzten Präsidenten der Universität, den gebürtigen Hamburger Gerhard Casper, was der Grund sei für dies alles, antwortete dieser (gekürzt wiedergegeben): „phänomenale akademische Leistung, immer Weltspitze in Wissenschaft sein, alles andere folge daraus." – Wenn das mal so einfach wäre! Doch das ist bekanntlich ein anderes Thema.

Aber da ist noch etwas, etwas ganz Wichtiges. Ohne das gäbe es möglicherweise nicht die Ausnahmestellung der Universität. David Starr Jordan, ihr Gründungspräsident, Botaniker, Mediziner und mit einem „urwüchsigen Unternehmertalent", fühlte sich besonders der Tradition der deutschen Universitäten – Lehrfreiheit und Lernfreiheit – verpflichtet; sie wurde sein Leitbild. Auch wusste sein Unternehmergeist um die Gefahr der langsamen geistigen Erstarrung, der jeder einzelne, besonders jedes Gebilde, in dem Menschen zusammenwirken, ausgesetzt ist. Als er das Amt des Präsidenten übernahm, wollte er in seiner Universität die zuvor erwähnte Tradition – Unabhängigkeit aber auch Toleranz – und dazu eine dauerhaft kreative und tatkräftige Atmosphäre sichergestellt wissen. Bei der Frage, wie er dieses Ziel erreichen könnte, fiel ihm als Bewunderer von David Friedrich Strauß dessen Werk über Ulrich von Hutten ein und daraus ein Satz, genauer ein Auszug aus einem Satz Huttens. Dieser Satz muss ihn sehr bewegt haben:

Die Luft der Freiheit weht

Damit sein „Herzenswunsch" auch immer beachtet und erfüllt wird, wurde dieser Satz nicht in lateinischer (wie von Hutten geschrieben), auch nicht in englischer sondern in deutscher Sprache – Senator Stanford fand das ganze „impressed" (beeindruckend) – Bestandteil des Universitätswappens.

Wappen der Stanford University mit dem 1521 auf der Ebernburg entstandenen Freiheitsmotto Ulrichs von Hutten.
Bildgeberin: Linda A. Cicero, Stanford News Service

Epilog

Hutten schien im Frühjahr 1521 sein Ziel erreicht zu haben: Aus Worms gab es Hinweise, dass Luther Gehör bekommen solle, jedoch nur, um seine Ansichten zu widerrufen Auch der Kaiser reagierte auf den Ende April an ihn verfassten Brief Huttens, in dem dieser die Anhörung Luthers forderte. Doch war die kaiserliche Reaktion eher unerwartet. Was wird mit einem widerspenstigen Ritter gemacht? Es wird, was (fast) immer zu Erfolg führt, versucht, ihn zu bestechen. Und so geschah es: Anfang April trifft auf der Ebernburg der Beichtvater des Kaisers, der Franziskaner Glapion ein, versehen mit einer kaiserlichen Urkunde über ein hohes Jahresgehalt.

Es ist nicht mit letzter Sicherheit nachzuvollziehen, wie Hutten dieses Angebot aufgenommen hat. Feststeht, er schwieg für einige Zeit, sah sich dann aber durch die Verhängung der Acht über Luther vom Kaiser enttäuscht und gab die Urkunde zurück. Wie immer es auch gewesen sein mag: Die Ebernburg war für kurze Zeit der Ort, von dem aus sichergestellt war, dass für Luther im Falle eines Falles sofort Maßnahmen zu seinem Schutz ergriffen werden konnten.

Luther, nunmehr Mitte April in Worms eintreffend und auf dem Reichstag Rederecht bekommend, widerrief bekanntlich nicht seine Lehren von der Notwendigkeit der Reform der Kirche. Ab jetzt war er – vom Kaiser verlassen – der Kurie ausgeliefert. Aber er konnte Worms Ende April verlassen: die Kirchenoberen waren verunsichert, Landsknechte, vermutlich viele Sickinger, überall zugegen, endgültige Sicherheit fand er schließlich auf der Wartburg.

Auch nach dem Reichstag fanden sich lutherische Theologen wie Kaspar Aquila oder Johannes Oekolampad auf der Ebernburg ein. Hutten, vom Kaiser enttäuscht, verließ dagegen Ende Mai 1521 die Ebernburg, um seinen – nunmehr erfolglosen – Kampf gegen Rom fortzuführen.

Sickingen starb 1523 auf seiner Feste Nanstein über Landstuhl: Im Kampf gegen den Trierer Kurfürsten war er von einer Kugel lebensgefährlich getroffen worden. Die Ebernburg wurde einen Monat nach seinem Tod zerstört und um 1550 von einem seiner Söhne wieder aufgebaut; seit 1914 ist sie im Besitz der Ebernburgstiftung.

Hutten, keine dauerhafte Bleibe mehr findend, starb 1523 am Zürichsee an den Folgen einer Krankheit; drei Monate nach Sickingens Tod. Er wurde „der begabteste und sprachmächtigste Wortführer" genannt. Sein Einsatz für Luther wie auch der von Sickingen hatten die Reformierung der Papstkirche und damit eine Zeitenwende mit gefördert. Seine Ideen für Freiheit und Einheit des deutschen Volkes waren wegweisend, aber – aus damaliger Sicht – zu radikal und zu früh. Was er schrieb, ruht in den Archiven und ist weitgehend aufgearbeitet. Nur noch gelegentlich dient seine Publizistik wissenschaftlichen Untersuchungen. Sichtbar geblieben ist ein Satz daraus – Huttens Leitmotiv schlechthin –, geschrieben in großer Sorge auf der Ebernburg, gefunden und als Leitmotiv übernommen von dem Präsidenten einer amerikanischen Universität. Dieses Leitmotiv wird lebendig bleiben und für alle Zeiten gültig sein. Die Frage, was Freiheit im alltäglichen Leben und in Lehre und Forschung ist, kann nur philosophisch betrachtet werden. Die Geschichte lehrt:

„Auch die Freiheit muss ihren Herrn haben" (Friedrich Schiller, Die Räuber).

Quellen

Böcher, Otto: Die Ebernburg, in: Ebernburg-Hefte, 1988, Seite 7 bis 35

Böcher, Otto: Das Hutten-Sickingen-Denkmal bei der Ebernburg, in: Ebernburg-Hefte, 1989, Seiten 199 bis 211

Casper, Gerhard: „Die Luft der Freiheit weht - On and Off"; On the Origins and History of the Stanford Motto, October 5. 1995, web.stanford.edu/dept/press..../951005di.luft.html

Keese, Christoph: Silicon Valley, München 2014

Kornfeld, Heike: Urich von Huttens Stellung zu Martin Luther, in: Ebernburg-Hefte, 1988, Seiten 59 bis 81

Kreutz, Wilhelm: Die Deutschen und Ulrich von Hutten, München 1984

Meisner, Michael: Martin Luther, Lübeck 1981

Röhr, Helmut: Ulrich von Hutten, Hamburg 1936

Rößler, Hellmuth: Deutsche Geschichte, Gütersloh 1961

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten, Brockhaus Zweiter Teil, Leipzig 1858

Zum 95. Geburtstag von Dr. Friedrich Schmitt

Er setzte Maßstäbe in der naheländischen Heimatwissenschaft

VON DR. HORST SILBERMANN, BAD KREUZNACH

Am 16. April dieses Jahres vollendete Dr. Friedrich Schmitt, Ehrenmitglied des Vereins für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V., sein 95. Lebensjahr. Geboren und aufgewachsen in Langenlonsheim, war er nach Schule und Studium von 1951 bis 1982 zunächst als Lehrer und später als Schulleiter im gymnasialen Schuldienst des Landes Rheinland-Pfalz tätig. Am Bad Kreuznacher Gymnasium an der Stadtmauer, wo er 1965 zum Oberstudienrat befördert wurde, unterrichtete er dreizehn Jahre lang die Fächer Geschichte, Deutsch und Französisch und von 1969 bis 1982 leitete er als Oberstudiendirektor das Freiherr-vom-Stein-Gymnasium in Betzdorf-Kirchen. Anschließend nahm er seinen Wohnsitz wieder in Langenlonsheim. Von dort ist er vor wenigen Jahren in das südlich von Darmstadt gelegene Alsbach-Hähnlein verzogen, um näher bei seiner Tochter sein zu können.

Bereits in den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts machte er sich mit seiner Dissertation zur Verwaltungsgeschichte und einem fundierten Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte unseres Raumes (1962 und 1966) einen Namen als anerkannter Heimatwissenschaftler. Erfuhr dieses Engagement während seiner Betzdorfer Zeit auch eine Unterbrechung, so nahm er mit Beginn des Ruhestandes, der ihn an die Nahe zurückführte, seine heimatwissenschaftliche Forschung erneut auf und entfaltete für fast drei Jahrzehnte ein überaus reiches Schaffen auf diesem Feld, wobei nicht nur die thematische Vielfalt seiner Arbeiten, sondern auch deren wissenschaftliches Niveau, methodische Gediegenheit und schriftstellerische Qualität zu beeindrucken vermögen.

Oberstudiendirektor i.R. Dr. Friedrich Schmitt, Alsbach-Hähnlein (vormals Langenlonsheim).

Dr. Schmitts heimatwissenschaftliches Wirken ist wiederholt ausführlich gewürdigt worden (vgl. Bad Kreuznacher Heimatblätter 1995/Heft 4 und 2000/Heft 4); eine Auflistung seiner zahlreichen Veröffentlichungen und Vorträge findet sich in der 2006 erschienenen Festschrift „150 Jahre Verein für Heimatkunde" (Seite 154 ff.). Danach folgten in den Bad Kreuznacher Heimatblättern der Jahre 2007, 2008 und 2010 noch weitere fünf Aufsätze zur Franzosenzeit um 1800 und zur Langenlonsheimer Ortgeschichte, das heißt zu zweien seiner Schwerpunktthemen. Nicht von ungefähr machte der Verein für Heimatkunde sein langjähriges Vorstandsmitglied Dr. Friedrich Schmitt am 24. November 2001 zum Ehrenmitglied. Der solchermaßen Geehrte zählt zweifelsohne zu den ganz Großen der naheländischen Heimatforschung, für die er nicht nur inhaltliche Meilensteine sondern auch wissenschaftliche Maßstäbe gesetzt hat, die auch in Zukunft Geltung behalten werden.

Verbunden mit dem tiefen Dank für sein immenses heimatwissenschaftliches Lebenswerk wünschen alle Heimatfreunde in Stadt und Kreis Bad Kreuznach dem Jubilar zu seinem 95. Geburtstag nachträglich Gesundheit, Glück, Gottes Segen und weiterhin eine gute Zeit an der Seite seiner verehrten Gattin.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).

Nummer 6/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Das Haus Dexheimer und die Naheufermauer

Eine Kreuznacher Provinz-Posse aus der Nachkriegszeit

VON ROLF SCHALLER, BAD KREUZNACH

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte die Stadt neustädterseits auf der flussabwärts gelegenen Seite der großen Brücke (der Alten Nahebrücke) einen Saalbau als Gesellschaftshaus für die Bürger errichten lassen. Der „Neue Bau", wie er genannt wurde, sollte ihnen die Abhaltung von größeren Festlichkeiten wie Hochzeiten u.a. ermöglichen. Im Erdgeschoss des Gebäudes gab es Läden, die – besonders zur Jahrmarktszeit – an auswärtige Kaufleute vermietet wurden. In Ausnahmefällen sollen die Ratsherren den Saal auch für ihre Sitzungen genutzt haben. Mitte Juli 1635, im 30-jährigen Krieg, saßen auf der Kauzenburg deutsche Truppen aus dem protestantischen Lager unter einem Kapitän Engel. Einer kaiserlichen Einheit der katholischen Seite gelang es, in die Stadt einzudringen und sie zu plündern, ohne dass dies von der Burg aus verhindert werden konnte. Engel ließ, wohl um dem Feind den Weg über die Brücke abzuschneiden, den Neuen Bau in Brand stecken. Das Feuer griff auf die Nachbargebäude über und vernichtete neben dem Neuen Bau einen großen Teil der Neustadt von der Nahe bis zur heutigen Jahngasse. Vom Neuen Bau blieb nur eine Ruine. Nach dem Orléanschen Krieg 1688-1697 veräußerte die Stadt das Grundstück neben der Brücke und der neue Eigentümer baute das ausgebrannte Gemäuer wieder aus. [1] [2] *In den 1840er Jahren ließen Kaufleute dort einen vielfenstrigen Neubau errichten. Der dreigeschossige Fachwerkbau mit gemauertem Erdgeschoss und einem Balkon zur Naheseite hin sollte das Stadtbild an der Alten Nahebrücke bis 1945 prägen. Ein Stahlstich von P. Borniger aus dem Jahr 1846 zeigt erstmals diesen Neubau, allerdings fälschlicherweise mit gradliniger Hausfront.* [3] *Tatsächlich verlief diese nach der Naheseite zu entsprechend dem Verlauf der alten Stadtmauer in einem stumpfen Winkel. Dies sollte in der späteren Geschichte der Ufermauer noch interessant werden. Den Zeichenfehler korrigiert C. Gapp erst vier Jahre später.* [4]

Der in Münsterappel geborene Kaufmann Johann Michael Dexheimer lernte in Mainz seine spätere Frau Elisabeth Katharina Frenz kennen. Anfang der 1880er Jahre kamen die beiden nach Kreuznach. Am Montag, dem 20. April 1885, heirateten sie auf dem Kreuznacher Standesamt am Eiermarkt. Bereits einige Wochen zuvor, am 7. Februar 1885, hatte Johann Michael Dexheimer in dem Haus an der Brücke, der Mannheimer Straße Nr. 67, ein *„Manufacturwaaren & Ausstattungsgeschäft"* eröffnet. Nach seinem Tod im Jahre 1933 übernahm Sohn Hermann Karl Dexheimer das Geschäft. [5] Den Namen *„Haus Dexheimer"* hat das Gebäude, obwohl es schon lange nicht mehr steht, bis heute behalten.

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wurden am 16. März 1945 – neben den anderen Fahrbrücken in Bad Kreuznach – auch zwei Bögen der Alten Nahebrücke von deutschen Soldaten gesprengt. Die Amerikaner standen zu diesem Zeitpunkt bereits an der Hargesheimer Kreuzung. Die Soldaten gruben zur Aufnahme der Sprengsätze Löcher in die Fahrbahn des zweiten und dritten Brückenbogens. Die Sprengladungen waren wohl überdimensioniert oder wegen des Zeitdrucks nur unzureichend gedämmt. Die beiden Brückenbögen stürzten natürlich ein, die Auswirkungen auf die an der Brücke gelegenen Gebäude waren jedoch verheerend. Die Druckwelle der Sprengung beschädigte das Bootshaus, das Haus Bruns, die Schwanenapotheke und die Pauluskirche schwer, die Häuserfront am Beginn der Klappergasse wurde vollständig zerstört. Beim *„Haus Dexheimer"* fehlten alle Fenster, der Dachstuhl war halb zusammengebrochen und das gesamte Gebäude einsturzgefährdet. Der 58-jährige Junggeselle Hermann Karl Dexheimer hatte alles verloren. Er lebte von einer Unterhaltshilfe in Höhe von 93 DM im Monat. Aus der Vermietung eines stehen gebliebenen, kleinen Hintergebäudes erzielte er zwar weitere 77 DM monatlich, von denen er jedoch für Steuer und Abgaben monatlich 50 DM an die Stadtkasse abführen musste. Die verbleibenden 27 DM wurden ihm auf die Unterhaltsrente angerechnet. Das Dexheimersche Grundstück war mit über 30 000 DM belastet. Nach der Zerstörung seines Hauses kam Dexheimer in der Schulgasse Nr. 9, der ehemaligen *„Herberge zur Heimat"*, unter. Später wohnte er schräg gegenüber bei Frau Elisabeth Anger, die ihm auch den Haushalt besorgte, in deren Haus in der Schulgasse Nr. 4.

Das Haus Dexheimer im 19. Jahrhundert. Ausschnitt aus einem 1838 entstandenen Stahlstich von Theodor Verhas.

Fundstelle: Wolfgang Reiniger, Stadt- und Ortsansichten des Kreises Kreuznach 1523-1899, Bad Kreuznach 1990, S. 188

Ende August 1953 ließ die Stadt die baufälligen Fachwerkobergeschosse des Dexheimerschen Gebäudes abgetragen. Der Schutt blieb zwischen den Mauern des Erdgeschosses liegen. In der Allgemeinen Zeitung war am 2. September zu lesen: *„Auf diese Weise wurde der Blick in das alte Häusergewirr der Neustadt um manches schöne Bild bereichert"*. Am 16. März 1955 – auf den Tag zehn Jahre nach der Sprengung – hatte die Baufirma Ernst Gerharz mit dem Abbruch der Alten Nahebrücke begonnen. Im Mai 1955 wandte sich die Bauverwaltung der Stadt Bad Kreuznach mit einem Schreiben an das „Landratsamt" (die heutige Kreisverwaltung). Darin forderte die Stadt das Landratsamt als zuständige Behörde für die *„Flussläufe II. und III. Ordnung und den Hochwasserschutz"* auf, Hermann Karl Dexheimer zur Beseitigung der Trümmer auf seinem Grundstück zu veranlassen. *„Es ist festgestellt worden, daß die Ufermauer mit ihrem oberen Teil, es handelt sich um stark abgewittertes Bruchsteinmauerwerk mit Ziegelflickwerk, durch den Druck der Trümmermassen nach der Wasserseite hin einen Überhang bis zu 40 cm besitzt. Außerdem sind Risse im Mauerwerk aufgetreten. Der untere Teil, der aus Quadermauerwerk besteht, zeigt keine auffällige Vorwärtsneigung. Es ist zu befürch-*

Das Haus Dexheimer um 1905 (Ansichtskarte). Bildgeber: Rolf Schaller, Bad Kreuznach

ten, daß der Oberteil der Mauer demnächst einstürzt und somit die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet. Herr Dexheimer ist durch polizeiliche Verfügung aufzufordern, Schutt und Erdreich bis zu 3 Metern Tiefe zu entfernen". Dies ist das erste Schriftstück einer umfangreichen Akte aus dem Archiv der Kreisverwaltung, die sich über den Verlauf von sechs Jahren von 1955 bis 1960 mit dem Dexheimerschen Grundstück beziehungsweise der Ufermauer beschäftigt. [6)]

Ein beigefügtes Gutachten des Prüfingenieurs für Statik Georg Weber aus Argenthal bestätigte, dass die Dexheimersche Ufermauer nicht mehr standsicher sei. Am 3. Juni nahm das Landratsamt eine Ortsbesichtigung vor. Für Stadt-Oberinspektor Kuhr war die Sache klar: Zur Beseitigung des Gefahrenzustandes sei eine wasserpolizeiliche Verfügung erforderlich. Bereits damals machten Vertreter der Kreisbehörde auf die Rechtslage aufmerksam. Nach den Vorschriften des Polizeigesetzes könnten Maßnahmen gegen Dexheimer nur getroffen werden, wenn diese *„kein unmögliches Verlangen darstellten"*. Es sei allgemein bekannt, dass Hermann Karl Dexheimer finanziell überhaupt nicht in der Lage sei, die von der Stadt geforderten Maßnahmen zu erfüllen. Außerdem würde es für ihn eine unzumutbare Härte bedeuten, wenn ihm nach dem Schaden durch die Brückensprengung und der Vernichtung seiner Existenz nun auch noch die Auslagen für die Beseitigung der Trümmer auferlegt würden. Außerdem empfahl man der Stadtverwaltung, erst einmal die Eigentumsverhältnisse an der Ufermauer zu klären. In einem weiteren Schreiben vom 25. Juli bestritt die Stadt vorsorglich einen eventuellen Zusammenhang mit dem begonnenen Brückenbau. Ein Erwerb des Dexheimerschen Grundstücks sei seit längerer Zeit in Erwägung gezogen, aber bisher an *„den maßlosen Forderungen des Herrn Dexheimer gescheitert"*. Der gefahrbringende Zustand sei durch das Landratsamt auf dem Wege der Ersatzvornahme zu beseitigen, man könne sich ja mit dem Grundstück absichern.

Zeitgleich berichtete Ministerialrat Duppré von der Mainzer Staatskanzlei an den Landrat, ein Herr Dexheimer sei im Ministerium erschienen und habe den Ministerpräsidenten sprechen wollen. Anfang August antwortete Landrat Gräf der Stadt: *„Ich persönlich hielte es für ratsam, daß die Stadt auf ihre Kosten die Maßnahme vornimmt, denn das Grundstück ist stark belastet. Herr Dexheimer müsste dies jedoch dulden"*. Ende Oktober 1955 wurde die Sache dringlicher. Der Neubau der Brücke über den Hauptarm der Nahe war fertiggestellt und die Firma Gerharz sollte die Pfeiler, die als Stützen für das Lehrgerüst gedient hatten, endgültig beseitigen. Die Stadt schrieb: *„In etwa zwei Wochen wird mit dem Abbruch der Pfeilerreste begonnen. Die Ufermauer verläuft spitzwinklig zur Brückenachse und ist gegen den ersten Brückenpfeiler mit Balken abgestützt. Wir bitten um Erlaß einer Verfügung durch die Wasserpolizeibehörde des Landratsamtes"*. Am 4. November erließ das Landratsamt tatsächlich eine *„Polizeiliche Verfügung"* und legte eine Ausführungsfrist von zehn Tagen fest. Falls die Abbruchmaßnahmen nicht bis zum 15. November erledigt seien, würden die Arbeiten auf Dexheimers Kosten durch Dritte ausgeführt. Dexheimer legte Widerspruch beim Kreisrechtsausschuss ein und erklärte, dass ihm die erforderlichen finanziellen Mittel nicht zur Verfügung stünden. Bei einem Erörterungstermin am 7. Dezember 1955 versprach Frau Elisabeth Anger, die als Bevollmächtige Dexheimers auftrat, in Kürze werde der Bauunternehmer Metzger die Baustelle ausmessen. Und Herr Dexheimer werde noch 14 Tage brauchen, um das Geld zu beschaffen. Die Wochen gingen ins Land, doch es geschah – nichts.

Am 21. Januar sprach Hermann Karl Dexheimer beim Landratsamt Kreuznach vor und erklärte, er wolle der polizeilichen Aufforderung nachkommen, *„sobald er eine für 1957 in Aussicht gestellte Entschädigung vom Lastenausgleichsamt in Höhe von 5200 DM"* erhalten habe. Bis dahin bitte er das Amt, ihm einen *„Vorschuß von 6000 DM sofort zur Verfügung zu stellen"*. Das Landratsamt lehnte das Ansinnen ab. Landrat Gräf kündigte an, mit Bürgermeister Jungermann persönlich verhandeln zu wollen. Offensichtlich ergebnislos, denn im Februar 1956 schaltete das Landratsamt das Wasserwirtschaftsamt Koblenz ein. Doch außer einer Schadensbeschreibung – dazu hatte auch noch das Wasserwirtschaftsamt eine Ortsbesichtigung vorgenommen – kam nur heraus, dass das Wasserwirtschaftsamt Koblenz das Kreisbauamt mit der regelmäßigen Beobachtung des Zustands der Ufermauer beauftragte. Weiterhin lehnten es sowohl die Stadt Bad Kreuznach als auch das Landratsamt ab, für die *„Ersatzvornahme"* in Vorlage zu gehen. Die Stadt sah die Zu-

Das zerstörte Dexheimersche Haus 1946. Foto: Sammlung Rolf Schaller, Bad Kreuznach

Das geräumte Dexheimersche Grundstück 1953. Im Hintergrund (von links) das Musikhaus Eckhardt, die Häuser der Schulgasse und Dexheimers kleines Hinterhaus. Foto: Sammlung Rolf Schaller, Bad Kreuznach

ständigkeit eindeutig beim Landratsamt, dieses hingegen in erster Linie städtische Interessen berührt.

Inzwischen hatte sich die *„Heimbau Grundstücksgesellschaft m.b.H."* Hamburg-Niendorf nach dem Stand der Dinge erkundigt und ihr Interesse an dem (geräumten) Grundstück bekundet. Auch das Jahr 1956 verging, ohne dass sich an der *„einsturzgefährdeten"* Ufermauer etwas tat. Am 13. Februar 1957 stellte Regierungsrat Boden von der Bezirksregierung dem Landratsamt telefonisch einen Betrag von 3000 DM in Aussicht. Es gehe nicht an, sagte er, dass die polizeiliche Verfügung bis heute nicht durchgeführt worden sei, weil kein Kostenträger ermittelt werden konnte.

Am Morgen des 21. Februar 1957 vernahmen die Anlieger der Alten Nahebrücke einen dumpfen Knall. Die Naheufermauer war *„auf einer Länge von 25 Metern mit ziemlichem Getöse"* eingestürzt. Allerdings nicht die Mauer von Hermann Karl Dexheimer, sondern die flussaufwärts gelegene an der Klappergasse. Und die dortigen Grundstücke gehörten schon seit vielen Jahren der Stadt. In ihrem Eifer hatte die Verwaltung übersehen, dass die Mauer dort weit baufälliger war als die Dexheimersche. Der Oeffentliche Anzeiger berichtete am nächsten Tag, dass sich der Schaden schon ein paar Tage vorher durch schnell breiter werdende Risse in der Mauer angekündigt hatte. Die Bauverwaltung musste allerdings machtlos zuschauen. Schon eine Woche später, in der Sitzung vom 27. Februar 1957, beriet der Stadtrat die Vorlage, *„zur Errichtung einer Spundwand an der Klappergasse einen Betrag von 40 000 DM außerplanmäßig"* bereitzustellen. Der Rat stimmte einstimmig zu. Doch die Verwaltung wartete erst einmal ab und hoffte auf eine Kostenübernahme durch das Wasserwirtschaftsamt Koblenz. Nach sechs Monaten kam der ablehnende Bescheid und die Stadt musste den Bau der Spundwand selbst in die Hand nehmen. Mitte November, kurz vor Wintereinbruch, wurde dann mit dem Einrammen der Stahlbleche begonnen.

Und plötzlich griff auch die Landesregierung ein. Die Koblenzer Bezirksregierung erhielt vom Mainzer Innenministerium die Weisung, die *„zwingend erforderlichen Maßnahmen beim Dexheimerschen Grundstück umgehend durchführen zu lassen. Diese können jedenfalls nicht deshalb unterbleiben, weil eine endgültige Entscheidung über die Frage der Kostenübernahme noch nicht vorliegt"*. Im kommenden Haushaltsjahr werde ein besonderer Titel für derartige Kosten im Landeshaushalt bereitgestellt. Die erforderlichen Baumaßnahmen seien sofort in Auftrag zu geben. Am 10. August 1957 schrieb das Landratsamt die Abbrucharbeiten aus, vierzehn Tage später erhielt die Firma Wilhelm Förster den Zuschlag. Im September musste die Verwaltung zur Kenntnis nehmen, dass Hermann Karl Dexheimer der Baufirma den Zutritt zu seinem Grundstück verweigerte. Am 7. Dezember 1957 ordnete das Landratsamt per baupolizeilicher Verfügung den Baubeginn für den 10. Dezember an. Einen Tag vorher traf beim Landratsamt das folgende, handschriftlich verfasste Schreiben ein: *„Auf Ihr Schreiben vom 07.12.57 möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß der Besitz von Herrn Hermann Karl Dexheimer an den Amerikaner Harold Thomas Springer übergegangen ist. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß jegliche Einmischung und Abänderung zu unterbleiben ist, da Sie sonst mit dem amerikanischen Staat in Konflikt geraten. Weitere Informationen werden Sie demnächst von meinem Notar erfahren. Unterrichten Sie bitte das Bauamt von dieser Änderung.*

Hochachtungsvoll

Harold Thomas Springer, Texas, USA".

Wie kam nun dieser Harold Thomas Springer ins Spiel? Wie sich herausstellte, war Springer als Soldat in Bad Kreuznach stationiert gewesen – und der Schwiegersohn von Hermann Karl Dexheimers Hauswirtin Elisabeth Anger. Doch die Abbrucharbeiten konnte dieser Brief nicht mehr aufhalten. Zwischen dem 10. und 14. Dezember entfernte die Firma Bauförster den Bauschutt und trug auch die Mauer der Dexheimerschen Ruine zur Nahe hin drei bis vier Meter ab. Die Rechnung erhielt das Landratsamt. Umgehend leitete die Behörde die Zwangsversteigerung des Dexheimerschen Grundstücks ein. Im Schreiben an das Amtsgericht heißt es: *„Durch die Entrümmerungsmaßnahmen sind 2341,43 DM Kosten entstanden, die zunächst aus öffentlichen Mitteln bestritten werden müssen. Der Grundstückseigentümer Dexheimer ist zur endgültigen Tragung der Kosten verpflichtet. Da diese aus dem beweglichen Vermögen des Obengenannten nicht beizutreiben sind, muß auf das Grundvermögen des Dexheimer bzw. die Zwangsversteigerung zurückgegriffen werden"*. Der Versteigerungstermin wurde auf Donnerstag, den 19. Dezember 1957, festgelegt. Am Tag darauf stand in der Allgemeinen Zeitung zu lesen: *„Große Augen machten am Donnerstag Morgen mehrere Interessenten, die zu einem Termin zur Verkündung der Entscheidung über den Zuschlag in einem Zwangsversteigerungsverfahren beim Kreuznacher Amtsgericht erschienen waren, als der bisherige Schuldner 30.000 Mark – schön gebündelt – auf den Tisch des Amtsgerichts legte"*. Damit war die Versteigerung geplatzt. Meistbietender war mit 21 000 DM die o.g. Hamburger Heimbau Grundstücksgesellschaft gewesen. Die Stadt selbst hatte sich an der Versteigerung nicht beteiligt. Die Zeitung führte weiter aus: *„Das Dexheimersche Grundstück ist weit und breit als historischer Boden bekannt. Nach 1945 spielten verschiedene Kommunalpolitiker und Stadträte mit dem Gedanken, hier ein neues Stadthaus zu bauen und damit die Neustadt zu beleben. Die allgemeine Entwicklung hat diese Absicht nicht gefördert, ganz abgesehen von den rund zehn Millionen DM, die dafür erforderlich gewesen wären. Der eben zu Ende gegangene Prozeß ist ein tragisches Blatt in der Geschichte des Dexheimerschen Hauses. Hoffen wir, daß ihm einmal wieder sonnigere Tage beschieden werden"*. In der Verwaltung spekulierte man, wer denn wohl die Summe von 30 000 DM hinterlegt haben könnte und vermutete einen der Steigerer dahinter. Im Oktober 1958 schlug die FDP-Fraktion im Stadtrat vor, das Dexheimersche Grundstück schnellstens für den Bau der geplanten *„Volksbücherei"* zu erwerben. Dieser Standort sei viel geeigneter und zentraler gelegen als der vorgesehene – und später auch verwirklichte – Standort in

Die Dexheimersche Ufermauer am 12. Mai 1955.
Bildgeber: Archiv der Kreisverwaltung Bad Kreuznach

der Kaiser-Wilhelm-Straße auf dem Grundstück der gerade abgebrochenen Villa Schneider.

Das Jahr 1958 verging ohne weitere Aktivitäten. Im Februar 1959 ließ das Landratsamt die bei der Räumung entstandenen Kosten in Höhe von 2341,43 DM als Sicherungshypothek im Grundbuch eintragen und leitete eine erneute Zwangsversteigerung ein. Der Verkehrswert wurde diesmal auf 50 000 DM festgesetzt, Termin war der 13. Mai 1959. Doch auch das zweite Verfahren wurde eingestellt, diesmal auf Betreiben der Gläubiger, und die waren der Kaufmann Bernhard Ermann mit 15.000 DM – und die Stadt Bad Kreuznach mit circa 3000 DM. Im Juli 1959 schickte das Amtsgericht der Kreisverwaltung einen neuen Grundbuchauszug. Danach war das Dexheimersche Grundstück am 2. Juli *„auf den Kaufmann Harold Thomas Springer, geb. 11. Mai 1936 in Fort Hood, Texas, USA übertragen worden“*. Nun war auch das Geheimnis gelüftet, wer am 19. Dezember 1957 bei der ersten Versteigerung Dexheimer die erforderlichen 30 000 DM geborgt hatte. Es verging ein weiteres Jahr, bis das Landratsamt am 8. September 1960 zum dritten Mal die Zwangsversteigerung beantragte. Der Termin war auf den 7. Dezember, 15.30 Uhr, festgesetzt. Diesmal war der Versuch erfolgreich. Meistbietender mit 80 000 DM war die Stadt Bad Kreuznach. Und das Landratsamt verzichtete, wie es hieß, aufgrund der Rechtslage auf die im Grundbuch eingetragenen Räumungskosten. Denn die Forderung war, so das Amtsgericht, wegen *„des wirtschaftlichen Unvermögens des Beklagten“* zu Unrecht erhoben worden. Hermann Karl Dexheimer kehrte seiner Vaterstadt, die ihn sechs Jahre lang drangsaliert hatte, enttäuscht den Rücken. 1963 verstarb er in Heidesheim am Rhein. [7)]

„Der Neustadt muß geholfen werden“, forderte Heinz Kiefer, FDP, am 6. Dezember 1965 im Oeffentlichen Anzeiger. Das nun in städtischem Besitz befindliche Dexheimersche Grundstück lag noch immer brach. Aber es gab mittlerweile *„einen Interessenten, der an dieser Stelle einen fünfgeschossigen Bau errichten“* wolle. Ein Jahr später stand der Verkauf an die *„Heimbau Grundstücksgesellschaft“* aus Hamburg, die sich schon 1956 für das Grundstück interessiert hatte, fast vor dem Abschluss, scheiterte jedoch an der Finanzierung. An Silvester 1967 veröffentlichte der Oeffentliche Anzeiger eine Planskizze des Neubaus, die auch das ehemalige Musikhaus Eckardt mit einschloss. Nachdem die Stadt auf ihre Kosten die Ufermauer unterhalb der Alten Nahebrücke um ca. vier Meter zurückversetzt und erhöht hatte, begann am 7. Mai 1969 die Firma Rheba mit dem Neubau des vierstöckigen Hauses mit der eigentümlichen Dachkonstruktion, wie es bis heute steht. Im Juni 1970 hatte Rheba den Rohbau fertiggestellt. Der Stadt blieb noch die Aufgabe, auch die restliche Ufermauer bis zum Pfeffermühlchen, dessen Dach einst der VfL hatte restaurieren lassen, zu erneuern. Das historische Pfeffermühlchen wurde anschließend auf der aufgestockten Ufermauer wieder aufgebaut.

1993 beschloss der Stadtrat, auch die Naheseite der Klappergasse wieder zur Bebauung freizugeben. Im Oktober schrieb der Oeffentliche Anzeiger: *„Drei Bewerber haben ihr Interesse bekundet. Wegen der exponierten Lage der ‚Fotoecke‘ vor Kauzenburg und Pauluskirche soll der Zuschlag erst erfolgen, nachdem die Bewerber ihre Pläne dem Bauausschuß vorgelegt haben“*. Kaufmann Reinhold Stenger erhielt den Zuschlag und ließ dann dort im Jahr 2004 von dem Bauunternehmen Isselborn ein Wohnhaus errichten. Zur Sicherheit wurde die alte, stählerne Spundwand aus dem Jahr 1957 durch eine davorgesetzte Betonmauer verstärkt.

Planskizze des 1967 auf dem Dexheimerschen Grundstück vorgesehenen, aber nicht realisierten fünfgeschossigen Neubaus.

Fundstelle: Oeffentlicher Anzeiger, Silvester 1967

Heutige Ansicht des 1969/70 durch die Firma Rheba errichteten Neubaus.

Foto (April 2015): Rolf Schaller, Bad Kreuznach

Anmerkungen:

1) Reiniger 1990, S. 188: Theodor Verhas, Kreuznach 1838 (Stahlstich).Auch Jahrzehnte später wird die Alte Nahebrücke in Stichen noch mit dem längst nicht mehr existierenden Gebäude dargestellt.
2) Velten 1956, S.69 f.
3) Reiniger 1990, S. 214: P. Borniger, Panorama von Kreuznach 1846 (Stahlstich).
4) Reiniger 1990, S. 235: C. Gapp, Die Nahe-Brücke zu Kreuznach 1850 (Stahlstich).
5) Senner 2014, S. 118.
6) Archiv der Kreisverwaltung, Ersatzvornahme Dexheimer Bad Kreuznach, 1955-1960 (noch nicht archiviert). Ersatzvornahme bedeutet: Übernahme der Verkehrssicherungspflicht durch die Verwaltung, wenn der Eigentümer dazu nicht willens oder in der Lage ist.
7) Senner 2014, S. 122.

Quellen:

Allgemeine Zeitung.
Oeffentlicher Anzeiger.
Archiv der Kreisverwaltung Bad Kreuznach.
Stadtarchiv Bad Kreuznach.
Wolfgang Reiniger: Stadt- und Ortsansichten des Kreises Bad Kreuznach 1523-1899, Bad Kreuznach 1990.
Martin Senner: Kreuznacher Brückenhäuser, Geschichte(n) eines Wahrzeichens, Bad Kreuznach 2014.
Carl Velten: Die alte Nahebrücke in Kreuznach, Bad Kreuznach 1956.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).

Nummer 7/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

Joseph Christoph Otto Leo

Ein Agrarreformer des 18. Jahrhunderts als Gutsbesitzer in Winzenheim

VON DR. HORST SILBERMANN, WINZENHEIM

Das 18. Jahrhundert brachte in weiten Teilen Europas tiefgreifende landwirtschaftliche Neuerungen, welche die verkrusteten, großenteils noch ins Mittelalter zurückreichenden Agrarstrukturen der damaligen Zeit aufbrachen, die Ernährungslage verbesserten und so neben einigen anderen Faktoren die Grundlage schufen für das starke Bevölkerungswachstum im 19. Jahrhundert.

Angestoßen wurde diese Entwicklung durch französische Wirtschaftswissenschaftler, die den Grund und Boden als einzige Quelle des privaten, des gesellschaftlichen und damit des staatlichen Reichtums ansahen und die deshalb als „Physiokraten" (Anhänger der Naturherrschaft) bezeichnet wurden. Ihr Ziel war es, durch die Erfindung effizienter Vorgehensweisen die Leistungsfähigkeit von Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Bergbau zum Nutzen der jeweiligen Volkswirtschaften zu optimieren.

Auch in der Kurpfalz fielen die physiokratischen Ideen auf fruchtbaren Boden, so beispielsweise in der 1784 gegründeten kameralwissenschaftlichen Fakultät der Universität Heidelberg oder in der bereits 1770 ins Leben gerufenen „kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft", deren Präsidentschaft Kurfürst Karl Theodor (reg. 1742 – 1799) höchstselbst übernahm und deren bis 1784 periodisch erscheinende „Bemerkungen" erheblich zur Verbreitung des physiokratischen Gedankengutes beitrugen. Kernpunkte dabei waren die Aufteilung der Allmende (gemeinschaftlich genutzte Weidefläche), die Abschaffung aller die landwirtschaftlichen Betriebe einengenden Frondienste, die sommerliche Nutzung („Besömmerung") der Brache durch den Anbau von Futterkräutern (vor allem diverser Kleesorten) und die dadurch mögliche Stallfütterung des Viehs. Letztere zielte zum einen auf eine Ausweitung der Viehhaltung und zum anderen auf die Gewinnung einer höheren Dungmenge ab, mittels deren die landwirtschaftlichen Erträge, beispielsweise im Getreideanbau, insgesamt gesteigert werden sollten. [1)]

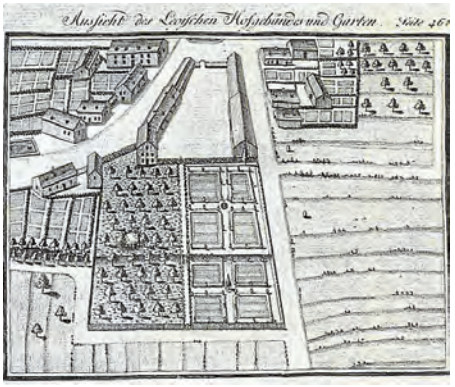
Auch einzelne Gutsbesitzer machten sich die neuen Vorstellungen und Praktiken für den Landbau zu eigen. Zu diesen zählte Joseph Christoph Otto Leo [2)], der 1765 das im 17. Jahrhundert entstandene Winzenheimer Hofgut, das heute als „Hofgut Zweifel" [3)] bezeichnet wird, erwarb und für einige Jahre bewirtschaftete. Auch theoretisch setzte er sich in mehreren Veröffentlichungen mit den zu seiner Zeit aktuellen Landwirtschaftsfragen auseinander.

Zu Beginn seiner Winzenheimer Zeit war Leo Amtmann (Verwaltungschef und Finanzverwalter) in Diensten des Freiherrn Leopold von Roll zu Bernau, der damals die Herrschaft Bretzenheim, zu der auch Winzenheim gehörte, von Kurköln zu Lehen hatte. Wegen Veruntreuung angeklagt verlor Leo jedoch schon 1768 sein Amt, behielt aber zunächst sein Hofgut bei. Erst als er – 1770 rehabilitiert – 1773 durch Kurfürst-Erzbischof Clemens Wenzeslaus von Trier (Eb. 1768 – 1801) zum Hofkammerrat und Amtskellner (Leiter des Abgabenwesens) im kurtrierischen Oberamt Limburg berufen wurde, wohl auch um seinen beiden Kindern [4)] bessere Bildungsmöglichkeiten zu eröffnen, als sie auf dem Land gegeben waren, verlegte er seinen Wohnsitz in die Stadt an der Lahn. Im Jahre 1776 schrieb er rückblickend (Grammatikalische Eigentümlichkeiten, Orthographie und Interpunktion des Originaltextes sind wie bei allen weiteren Zitaten beibehalten):

„Der Verfolgungsgeist empörte sich gegen mich in meiner Beamtung. [...] Aus dem Grunde des Christenthums sezte ich mir den göttlichen Befehl zur Richtschnur meines Betragens: Vergebet euch unter einander; und durch die Gelassenheit wurde ich über den Eigensinn des feindseeligen Schicksals hinausgesezt. Die Gerechtigkeit hörte mich endlich und stellte mich vor ferneren Bedrängnißen sicher. Aus diesem abwechselnden Spiele des Glücks überzeugt, daß das stille Landleben allen Ehrenstellen und Ergözlichkeiten der blendenden Welt vorzuziehen sey, lebte ich als ein Privatmann einige Jahre auf meinem in dem Dorf Winzenheim nächst der Stadt Creuznach besitzenden kleinen Hofgut; und niemal lebte ich vergnügter als zu selber Zeit! Hier hatte ich die angenehme Gelegenheit, die aus landwirthschaftlichen Büchern mir erworbene Theorie, die einträglichste Wissenschaft, in der Ausübung zu begründen. Die in folgenden Blättern enthaltene Erfahrungen, sind die ländliche Früchten, welche mein Beobachtungsgeist alldort gesammelt hat. Limburg, den 26ten December 1776".

Diese Sätze entstammen der Vorrede zu Leos erster größerer landwirtschaftlicher Abhandlung: „Reizendes Beyspiel der Nützlichkeit und Möglichkeit zu Abschaffung der Brache" (Frankfurt am Main 1777). Im vierten Hauptstück (S. 49 – 51) der selben Untersuchung erweist er sich klar als Anhänger des physiokratischen Denkens:

„Jedem Staat soll vorzüglich angelegen seyn, daß sein Erdreich denjenigen Arten von Früchten gewiedmet werde, zu den es sich am tüchtigsten befindet [am besten geeignet ist]; Diese sind jene Erträgnisse der Erde, welche nach Abzug der Unkosten, auf die Bearbeitung für den Menschen die nützlichste(n) erfunden werden. – Der Landmann mus der Kraft des Himmelsstrichs, unter dem er wohnet, und der Lage des Bodens, den er baut, seine besondere Aufmerksamkeit wiedmen, unter der Lage des Boden verstehe ich aber nicht die Art des Bodens, ob nemlich dieselbe thonigt, sandigt, oder dergleichen sey, weil jede Erdart zur Fruchtbarkeit befördert werden kann: Ich meine hier den Unterschied, ob der Acker hoch oder niedrig, am Berg oder sumpfigt liege, gegen Norden oder beßre Weltgegenden abhange? Die Früchte, welche die hießige warme Gegend und trockne Lage herzugeben vorzüglich geneigt ist, und die ohne große Kosten das mehreste Geld einbringen, sind Reps (Kohl) und Weizen. Man wundre sich daher nicht, wenn man in meinem gleich folgenden Plan keine andre als nur diese zwey Gattungen von Früchten antrift. Eine andre Gegend wird vielleicht eine größere Einträglichkeit in Korn [Roggen], Spelz oder Gerste zeigen. Die Natur scheinet die verschiedenen Früchte, die der Mensch geniesen kann, in die so ungleiche Klimate vertheilet zu haben, um eben dadurch die Handlung [den Handel] zwischen



Ansicht der Hofanlage, die Joseph Christoph Otto Leo in Winzenheim besaß und bewirtschaftete.
Fundstelle: Leo,Landwirthschaftliche Briefe, Leipzig 1787, S. 461

Joseph Christoph Otto Leo,
kurfürstlich-Trierischen wirklichen Hofkammer-Raths und Vorstehers der Renten von den Oberämtern Kamberg und Limburg, Mitgliedes der königl. Großbritann. kurfürstlich-Braunschweig-Lüneburgischen, und der Gesellschaft sittlich- und landwirthschaftlicher Wissenschaften zu Burgbausen

landwirthschaftliche

Briefe

zur

Aufnahme der besten und neuesten Feldbauart

Leipzig, 1787.
In der Joh. Gottfr. Müllerschen Buchhandlung.

Titelblatt von Leos Hauptwerk.

den Völkern in einen Kreislauf zu bringen, und das ganze menschliche Geschlecht gegen [mit] einander zu verbinden. Je mehr die freye Wahl in der Bestimmung des Erdreichs zu demjenigen Anbau, der für seine Lage und Himmelsstrich der schicklichste ist, wird ausgebreitet werden, desto reicher wird auch ohne Erweiterung des gebauten Landes die ganze Summe aller Landeserträgnisse seyn.

Auch bey dem Kleebau muß sich der Besitzer nach der Lage seiner Aecker richten, und jedem die ihm ersprießlichre Gattung von Klee mitzutheilen wissen. Berge, hitzige Kießböden, magre und weitentfernte Aecker können mit der Esparcette, näher oder im ebenen oder auch im Thal gelegene Grundstücke aber mit Luzerne und dem rothen Klee am besten benutzet werden. Die Vereinbarung dieser drey Gattungen Klees auf einem Gut halte ich für den sichersten Weg, um demselben die Vermehrung des Futters, des Viehes und des Dunges behend verschaffen, und dadurch es in die beßte Umstände erheben zu können. Dieses hat mich auf den Entschluß gebracht, die abgängige und ausgehauene Weinberge mit Esparcette und einige sandigte Grundstücke mit Luzerne, die übrigen aber mit rothem Klee anzublümen."

Als Leos Hauptwerk anzusehen ist das 1787 in Leipzig erschienene, Kurfürst Karl Theodor gewidmete und fast 500 Seiten umfassende Buch „Landwirthschaftliche Briefe zur Aufnahme der besten und neuesten Feldbauart". In einer Rezension von 1788 heißt es dazu: Herr „Leo [...] verdient unter den jetztlebenden Reformatoren der Landwirthschaft, die wirklich eine Art von Epoche machen, redlich seine Stelle." [5] Etliche Jahre später folgte „Das glückliche Dorf in sittlich-politisch und landwirthschaftlicher Hinsicht betrachtet" (Leipzig 1804).

Im 99. und 100. seiner „landwirthschaftlichen Briefe" (S. 462 – 467) gibt Leo eine ausführliche Beschreibng seines Hofgutes in Winzenheim und der Art seiner Bewirtschaftung, die im Folgenden leicht gekürzt wiedergegeben ist:

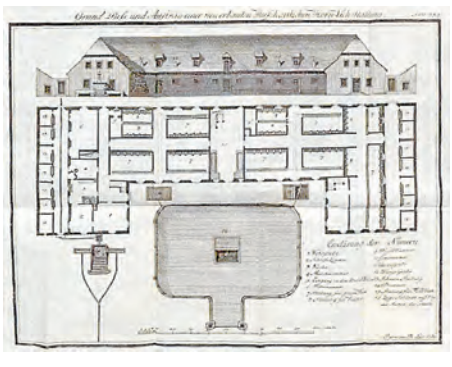
„Unter der Berathschlagung mit meiner Ehegattin über die nützliche Anwendung der Baarschaft ihres Erbtheils wurde uns das Hofgut, so ich jetzt besitze, zum Kaufe angetragen. Das Jahr 1765 versprach eine kaum mittelmäßige Güte des Weines. Unser Rathschluß fiele also dahin aus, daß wir die Erkaufung des Guts jener des neuen Weins vorziehen, und uns in einer Gegend ansässig machen wollten, welche, wie diese zwischen Kreutznach und Bingen ist, uns alle unserm damaligen Bedürfniß angemessene Bequemlichkeiten anbot.

Auf mein Verlangen wurde mir das Verzeichniß aller Grundstücke zugestellt, und solche von Stück zu Stück samt den Gebäuden von mir beaugenscheiniget; über den Werth jedes Stückes insonderheit habe ich zween [zwei] hierin erfahrne Männer in der Stille vernommen [insgeheim befragt]. – Ich kaufte das Gut von zween entfernt wohnenden Beamten, die es von mehr als 20 Jahren her gegen die Hälfte des Ertrags verpachtet hatten. Gemeinschaft [gemeinschaftlich genutzte landwirtschaftliche Flächen], Abwesenheit [entferntes Wohnen der Eigentümer], Verpachtung sind Feinde der [landwirtschaftlichen] Verbesserung. Die daraus gewöhnlich entstehende Folge traf hier richtig ein. Die Gebäude waren überall der Ausbesserung bedürftig, der Garten verwildert, die Aecker ausgesogen, die Weinberge abgängig, deren 12½ Morgen bey dem Gute waren, dieses hingegen nicht mit einer eine Hand breiten Wiese versehen war. Die Kosten des Weinbaues beliefen sich hoch, und in dem Jahre 1767 machte ich keine halbe Ohme [1 Ohm fasste 134 l] Wein im Ganzen. Ein benachbarter Beamter mißrieth mir den Kauf dieses Guts, weil die vielen dabey seyenden Weinberge den Aeckern den Dung entzogen. – Der Pachter hielte mehr Arbeits- als Nutzvieh, und alles sah schlecht gehalten aus.

Gebäude und Grundstücke dieses Guts liegen in dem Dorfe Winzenheim und dessen Gemarkung. Das Dorf hänget an einem nicht steil ansteigenden Hügel, dessen vordere Seite ein Weinberg von der besten Lage ist. Die Sonne schenket ihm am Morgen und Mittag ihre heissen Stralen, und erweichet den festen Rißling, der dem Kleinberger hier keinen Platz gönnet. Die Folge ist natürlich, daß hier ein guter Wein wächst. In einer wenig abhängenden Fläche zwischen dem Fuß des Hügels und dem Nohestrohm liegen die fruchtbarsten Aecker, sie gleichen den Gartenfeldern. Keines der herrlichsten Schauspiele, in welchem der Zauber der Kunst alle Sinnen entzücket, kann so viel reitzendes haben, als der Anblick des vervielfältigten Segens, mit welchem die Erde jene arbeitsamen Hände lohnet, die in der Anlage dieser lieblichen Landschaft nichts haben ermangeln lassen. Es fehlet nicht an Ortschaften, welche das ganze lebhaft machen, denn in jeder halben Stunde trift man auf einen Ort. Nie hat die Kunst eine Bühne eröfnet, in welcher die Auftritte mannichfaltiger, und die Verzierungen herrlicher gewesen wären, als in diesen segenreichen – aus meinem Garten zu übersehenden Gefilden, die das Auge sehr ergötzen, und die Vergnügungen der Städte so leicht vergessen machen.

Gegen Osten sieht man über einen auf der Höhe ebenen Berg ein zierliches Fichtenwäldchen seinen Schatten ausbreiten, besser herunter umgeben die Weinberge und die Gegend von den Dörfern Horweiler und St. Johann, etwas seitwärts aber das Dorf Wolfsheim, welches vier Stunden von hier entfernt liegt, den Berg. Näher erblicket man die Dörfer Dromersheim, Planig und Bretzenheim, überall die Anhöhen mit Weinstöcken besetzt, und die Flächen mit reichen Saamen bedeckt; gerade vor sich, zwischen Ost und Süd, sieht man das Dorf Bosenheim und dessen kostbaren Weinberg, dann sanfte Anhöhen, über sie hinaus höhere Hügel, nach denen verliert sich das Auge in den unabsehlichen Flächen der gesegneten Pfalz. Dieser Prospekt [Ausblick] ist so bewunderungswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlet, die Majestät und Schönheit desselben der Natur gemäß zu beschreiben. – Zur rechten Hand auf einem Hügel erhebt sich die weisse Kirche des Dorfes Hackenheim, zwischen diesem Hügel und dem Dorfe Winzenheim liegt eine große Ebene, durch welche die Nohe strömet; hier geben im Frühling die abwechslenden Farben auf den fruchttragenden Fluren die lieblichste Augenweide; derselben mannichfaltiges Grün ist mit den blumenreichen Blüten des Kohlsaamens und der verschiedenen Kleearten gelb, roth und blau vermischt, und sticht sehr angenehm gegen einander ab.

Gegen Süden ergötzt sich das Auge an einer wildnißartigen Landschaft, sie besteht aus Felsen mit kleinen Wäldern, zwischen welchen der Nohestrom an den dortigen vortreflichen Salinen vorbeystreicht. Zur linken dieser herrlichen Scenen hängt an dem Berge ein junges Fichtenwäldchen, über dessen Höhe sich das Hofgebäude zu Rheingrafenstein erhebt. Näher nach dem Strohme steigen schiefe Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerke und Bäumen gekrönet sind. Zwo senkrechte, hohe Felsenwände halten einerseits den Strohm in seinem Ufer, und machen mit jener Scene einen nicht unangenehmen Kontrast. – Alle Abende kündigte mir die an diesen Felsen hell oder trüb niedersinkende Sonne auf den folgenden Tag schönes oder regnerisches Wetter an. Diese Felsenwände dienten mir zum sichersten Barometer für die Einrichtung meiner Feldgeschäfte. – Zur rechten sieht man Gruppen von gebrochenen Felsen, durch Bäume, Hecken, Moos und Gras verschiedentlich schattirt. Hierzwischen in dem engen Thale an dem Strohme steht das schöne auf neun Gradirhäuser sich erstreckende kurpfälzische Salzwerk, Theodorshalle genannt, besser südwärts steigt man wieder bergan auf Fruchtfelder, und weiter hin verliert sich die Aussicht in Buschwerk und Bäume, die das Auge reit-



Grund- und Aufriss einer von Leo entworfenen, aber wohl nirgendwo verwirklichten Musterstallung zur Haltung von Hornvieh.

Fundstelle: Leo, Landwirthschaftliche Briefe, Leipzig 1787, S. 354

Titelblattgraphik zu Leos Abhandlung über die Abschaffung der Brache (1777).

zen. Näher herwärts befindet sich in der Tiefe die kurpfälzische Stadt Kreutznach, von der man aber in dem Garten nichts als die Spitzen der Kirchthürme sieht, ob sie schon nur eine halbe Stunde von Winzenheim entlegen ist.

Nach Südwest sind das Dorf und die Weinberge von dem Hügel beschützt, auf dessen Höhe einerseits ein der kurpfälzischen geistlichen Administration gehöriges Hofgut, der Neuhof genannt, sich mit seinem Gebäude ohnweit der schönen Chaussee befindet, andernseits aber eine Fläche von 130 Morgen anzutreffen ist, die ehemals Heide war, jetzt aber mit Weinstöcken, Fruchtfeldern, Bäumen und einem Gebäude pranget. Hier erstreckt sich der Prospekt bis zehn Stunden weit. Man kann bei heiterm Himmel die Domkirche und das Schloß von Worms sehen. Hinter diesem Hügel findet man eine sehenswürdige Einsiedeley, die von drey Einsiedlern bewohnt wird, und unter die Reichsherrschaft Bretzenheim gehöret. Kirche, Kanzel, Beichtstuhl, Saal, Stube, Küche und die Schlafstätte der Einsiedler, alles ist in einen Felsen von rothem Sandstein eingehauen, und nur mit einer Vordermauer geschlossen. [...]

Gegen Norden liegt in einer sanft abhangenden großen Fläche das einträglichste Fruchtfeld. Durch die ährenvollen Früchte gehet man den Weg nach Bretzenheim gleichsam in einer dichten und geschlängelten Allee. Einen edlern Anblick von reichen Fluren kann man sich nicht denken. [...]

Ich ließ nun mein erstes Geschäft seyn [Meine erste Maßnahme war nun], 7½ Morgen der schlechtesten Weinberge und 8 Morgen übel gelegener Aecker an die Meistbietenden zu verkaufen, und zur Beförderung des Verkaufs die Bezahlung auf drey Jahre gegen Zinßen hinaus zu setzen. Sodann traf ich mit dem Wein- und Feldbau nur vorläufig eine andere Einrichtung. Verschiedene Stücke tauschte ich so zusammen, daß ich Aecker zu 9½ Morgen, 6 Morgen, 4 Morgen, und zu dem Garten ein Stück von beynahe einem Morgen erhielte. Die Gebäude ließ ich überall ausbessern, auch in den Platz eines unbrauchbaren Schuppen ein großes Zimmer neu herstellen, aus dem man mit gleichem Fuße [ebenerdig] in den Garten gehen konnte. Das aus Steinen gebaute Wohnhaus ist nur einstöckig, jedoch ganz bequem und geräumig, um das nothwendige zu haben. Die Baustätte ist von den engen Gassen des Dorfes zu nahe eingeschränkt, daß die Gebäude in kein regelmäßiges Viereck gebracht werden können. An das Wohnhaus soll zwischen diesem und dem Garten noch ein zweystöckiger kleiner Pavillon gesetzt werden, wodurch die Gebäude in der Aussicht nach dem Garten in eine gerade Linie kommen; aus jenem kann man von der einen Seite die Straße des Dorfes der Länge nach, auf der andern den Garten und auf der dritten den ganzen Zwischenraum der Hofgebäude übersehen.

Den Garten ließ ich anders anlegen. Das Drittheil linker Hand wurde zum Gemüßgarten zugerichtet, und zwey Beete mit Spargel versehen, der im dritten Jahre Spargel herfürbrachte, wovon acht Stück ein Pfund wogen. Die übrigen zwey Drittheile rechter Hand blieben Baumgarten, worin alle zwey die Bäume sich unter der Last der Früchte beugten, von diesen höckerigten zwey Drittheilen ließ ich den Rasen in kleinen Stücken abstechen, sodann das ganze Baumstück etwas abhangend einebnen, und wieder mit dem abgestochenen Rasen bedecken. Diese Arbeit geschahe im Merzmonat, daher einige vermutheten, daß in dem nemlichen Jahre dieses Stück wenig Gras herfürbringen würde. Allein im Brachmonat hatte das Gras eine solche Größe erreicht, daß ein in dieses Gras sich verlaufenes 2½jähriges Kind nicht so gleich gefunden werden konnte. Das Aeußere zu dem Garten angetauschte Stück muß zuvor noch mit einer Mauer umfangen werden, ehe es zum Garten angelegt werden kann. Es ist vier Schuh tiefer als der jetzige Garten, welcher also den Theaterboden gegen das äussere Stück oder das unten liegende Parterre vorstellt, und von allen auf der Straße von Kreuznach kommenden ganz übersehen werden kann. Einen schöner gelegenen Garten wird man nicht leicht bey einem Landgute antreffen. Die nothwendigsten Erfordernisse zum Angenehmen, die Auswahl der Lage und die Anmuth der Gegend, findet sich hier vereinbaret.

Diese Ausbesserungen und Einrichtungen nöthigten mich auch manchen Gang von Bretzenheim nach Winzenheim zu thun. Noch erinnere ich mich mit süßem Vergnügen, wie vielmal ich an des Sommers Nachmittagen unter dem kühlen Schatten eines hohen Birnbaums in der Mitte des Gartens auf dem trockenen Rasen gesessen, den Arbeitsleuten zugesehen, und mit bestem Geschmacke eine mitgebrachte geräucherte Zunge, samt einer Flasche Wein genossen habe. Oft entzückte mich da die vorliegende herrliche Gegend, und die Regungen der innigsten Zufriedenheit wiegten meine Sinne ein. – Allein! [Aber!] ein von dem Neid entsponnenes Ungewitter störte mein stilles Vergnügen; und die vorhabende Ausführung zu besserer Benutzung meines Guts wurde durch eine von 1767 bis 1770 sich gezogene Kette von Verfolgungen gehemmet: einzig wachte noch die unzuergründende Vorsehung für mich, und setzte mich in glücklichere Umstände als worin ich zuvor war. Unendlicher Dank sey der ewigen Weisheit! [...]

Im Jahr 1771, da ich mein Gut selbst bewohnte, und durch Gesinde bauete, führte ich dort eine ganz neue Bauart und Eintheilung auf meinem Gute ein: 5 Morgen stocklose und rückgängige Weinberge, welche mir von den verkauften 7½ Morgen noch übrig geblieben waren, ließ ich ganz ausrotten, und theils mit Esparcette, theils mit rothem Klee ansäen. Solches konnte ganz bequem geschehen, weil diese nur in drey Stücken bestandenen Weinberge alle an den Fuhrwegen liegen. Im ersten Jahre stellte ich ein Drittheil, im zweyten Jahre die Hälfte und im dritten zwey Drittheile meines Gutes in Klee. Weil ich aber alsdann für zwey paar [d.h. vier] Ochsen (denn hier ist es nützlicher mit Ochsen als mit Pferden den Feldbau zu bestreiten) zu wenig und für ein paar [d.h. zwei] Ochsen zu viel Feld unter dem Pfluge hatte, auch ein entfernt auf der Höhe des Hügels liegender Acker von 17 Morgen mir wegen des beschwerlichen Düngens und Ackerns nach Abrechnung der Kosten und Versäumniß [Zeitverlust?] wenigen Gewinn übrig ließ, so verkaufte ich 1773 hievon 15 Morgen in eben so vielen Stücken, und ließ die Bezahlung auf sechs Jahreszieler [Jahresraten] hinausstellen, für welche 15 Mogen ich um die Hälfte mehr lösete, als sie mich im Ankaufe zu stehen kamen; über das behielte

Auf dem Luftbildausschnitt (um 1980) sind die beiden spitzwinklig zueinander angeordneten Flügel des Zweifelschen Hofgutes im Ortskern von Winzenheim zu erkennen. Rechts davon, wo heute die Doppelhalle eines Lebensmittelmarktes steht, befand sich früher der Garten.

Bildvorlage: Dr. Horst Silbermann, Winzenheim

Heutige Toransicht des Hofgutes Zweifel in Winzenheim. Bildquelle: Google Bilder

ich die zween besten Morgen davon.

Diese Einrichtung verschafte mir im Jahre 1773 so viel Futter, daß ich dreymal mehr Nutzvieh als der letzte Pachter meiner Vorfahren [Vorgänger als Besitzer des Gutes] mit sattem Futter das ganze Jahr hindurch im Stalle unterhalten konnte, und nebst dem ärndete [erntete] ich dreymal so viel Winter- und Sommerfrüchte [Früchte = Getreide] ein, als jener, ungeachtet ich 30½ Morgen von dem Gute verkauft, mithin weniger als jener im Genusse [Nutznießung], und nur ein Drittheil zu Ackerfeld zubereitet hatte. Den stärksten Ertrag aber lieferte mir nach Maaß des Aufwandes der Kleesamen, indem ich im nehmlichen Jahre nur von 1½ Morgen, obschon ich solche zuvor einmal abmähen ließ, für 127 fl. [Gulden] Kleesamen zog [erwirtschaftete].

Meine Kleeäcker stellten eine sehr angenehme Abwechselung [Kontrast] mit den Fruchtäckern [Getreidefeldern] meiner Nachbarn dar, man sahe hierzwischen Kleestücke von 4, 6, und 9½ Morgen liegen. Die Bauern wunderten sich, in einer Gemarkung, die nicht mit ¼ Morgen natürlicher Wiesen begabt war, auf einmal so viel Heu (dürren Klee) zur Scheune fahren zu sehen: sie machten verschiedene Glossen [Bemerkungen] über meinen neuen Feldbau, ich ließ mich aber dadurch nicht stören. Einige Liebhaber der Landwirthschaft besuchten mich, theils aus Neugierde, theils um von meiner Feldbauart Unterricht einzuziehen. Vorzüglich bleibt mir aber in ehrfurchtsamstem Angedenken, daß die damals zu Kreutznach wohnende Durchlauchtigste Fürstin von Anhalt-Dessau, [6] nunmehrige Fürstin Koadjutorin [stellvertretende Äbtissin im weltlichen Damenstift] zu Herford, mit sechs Pferden zu mir gefahren kam, um meine Wirthschaft Höchstselbst einzusehen. – Der Beamte, welcher mir den Ankauf des Guts vor acht Jahren mißrathen hatte, machte mir nun auch einen Besuch, er sagte gehört zu haben, daß ich das Gut wohl eingerichtet und merklich verbessert hätte. Ich stellte ihm aber die Frage entgegen, ob er sich noch zu erinnern wüßte, daß er mir den Ankauf dieses Guts wegen der vielen dabey seyenden Weinberge mißrathen hätte? Nun wollte ich ihm, fuhr ich fort, freundschaftlich eröffnen, daß ich jetzt gar keinen Weinberg mehr besäße, weil ich einige verkauft, und die noch übrig behaltenen in künstliche Wiesen umgeschaffen hätte, denn zwey Drittheile des ganzen Guts trügen jetzt Futterkräuter. Er sahe meine Felder, und wunderte sich um so mehr über diese nützliche Veränderung, wie er sagte, da ihm bekannt war, daß gar kein Wiesenstück bey dem Gute gewesen, als ich solches gekauft hatte.

Die Beschäftigung auf dem Lande war mir die angenehmste in meinem Leben. Der Heranwuchs meiner Kinder aber, die hier den nöthigen Unterricht in den Wissenschaften nicht erlangen konnten, zwangen mich das süße Landleben zu verlassen. [...]

In der Besorgung meiner Landwirthschaft wählte ich den Mittelweg [...]. Ich wagte mich nicht in das Große und Mannichfache, ich that nicht selbst die Arbeit des Bauers, jedoch ordnete ich jedes Feldgeschäfte an, und sahe fleissig nach, ob Knecht und Mägde die Arbeit so verrichteten, wie ich sie angewiesen hatte. Die lange Winterweile vertrieb ich mit Bücherlesen von landwirthschaftlichem Inhalt. Von meinen daraus gezogenen Bemerkungen machte ich im Frühjahre und Herbst Versuche im Kleinen.Hierauf faßte ich Beobachtungen, die das Nützliche von dem Nachtheiligen in der Landwirthschaft unterschieden, indem ich auf die Ursachen sowohl des einen als des andern genau nachforschte. Die Erfahrung führte mich endlich auf richtige Grundsätze, die ich der Welt in meinem Buche von Abschaffung der Brache vor Augen gelegt habe.

Im Garten waren das Setzen, Schneiden und Ausputzen der Bäume, das Abzeichnen [die Abgrenzung] der Beete, das Abtreten der Wege u. d. [und dergleichen] meine eigenen Geschäfte. An den Sommermorgen war ich allemal der erste im Garten, zuweilen kam ich der Morgenröthe zuvor, und betrachtete von der Anhöhe die Perlen und Rubinen, womit sie die Wege der Sonne besäete. Keiner angenehmern Morgen und Abende des Frühlings erinnere ich mich in meinem Leben, als jener, die ich in diesem Garten zugebracht habe. Da und in der baumreichen Umgrenzung ließen sich mit anbrechendem Tage die hellen Kehlen der Nachtigallen, der tiefere Ruf des Kuckuks, die laute Stimme der Baumläufer und der bezaubernde Gesang verschiedener anderer Vöge hören, und erhoben die Schönheit dieser romantischen Gegend aufs lebhafteste. Winkte dann der einsame Abend, so hörte man überall die lieblichen Töne der versammelten Vögel. Der Gesang des Stieglitzes, der Graßmücke, der Amsel, der liebliche Duft der Blumen und die sanft lächlende Abendröthe erquickten mich mit einer innern Beruhigung, die nur das unschuldige und stille Leben verschaffen kann. So vergnügten Empfindungen überließ ich mich in dem Garten auf- und niedergehend, hier erkannte ich zur Pracht mich zwar zu arm, zur Glückseligkeit aber reich genug zu seyn. – Der Mond ist oft schon aufgegangen, und ich durchwandere noch meinen Garten. Dies vermehret mein Vergnügen. Das weite Murmeln des über die Mühlenwehre fallenden Nohestrohms, das Geräusch des vom Zephyr bewegten Laubes, die Schönheit des gesternten Himmels erfüllen mich mit einer süßen Schwermuth. Die ganze Natur redet zu meiner Seele, indem ich aber auf sie höre, ruft mich von einer andern Seite die Vaterpflicht von hier ab. – Lebe wohl, mein geliebter Garten! Spare mir deine Freuden auf, um, wenn meine Kinder ihre zeitliche Versorgung werden erreicht haben, den der Welt entrissenen Rest meiner Tage allda Gott einzig zu widmen."

Anmerkungen

1) Zu den landwirtschaftlichen Neuerungen des 18. Jahrhunderts an der Nahe vgl. Horst Silbermann: Die wirtschaftliche Entwicklung des unteren Nahegebiets im 18. Jahrhundert. Bad Kreuznach 1980 (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, Band 8), S. 67ff. und S. 116 – 170.

2) Auf Leos Wirken als Besitzer des Winzenheimer Hofgutes und auf seine Schriften zur Landwirtschft wurde ich aufmerksam gemacht durch Herrn Jörg Julius Reisek, den Leiter der Heimatwissenschaftlichen Zentralbibliothek des Landkreises Bad Kreuznach, der auch die Materialrecherchen tatkräftig unterstützte. Ihm gebührt dafür herzlicher Dank.

3) Die wechselvolle Geschichte des Gutes ist nachzulesen bei Michael Speier: Das Hofgut Zweifel in Winzenheim. Bad Kreuznach o.J. Vgl. auch Hans-Christian Brandenburg: Bretzenheimer Hefte, Heft VI, Bretzenheim 1995, S. 20.

4) Leo war vermählt mit der Winzenheimerin Josepha Johannetta Mühlberger. Der Ehe entstammten die Kinder Josepha Leopoldina Elisabeth (25.01.1766) und Carl Philipp Maria Joseph (10.09.1767). Vgl. Hans Schneider: Die Einwohner von Bretzenheim a.d. Nahe. 2. Aufl. O.O. 2004, S.167.

5) Allgemeine Literatur-Zeitung vom 27. Februar 1788, Spalte 537 f.

6) Prinzessin Henriette Amalie von Anhalt-Dessau (1720 – 1793), seit 1771 Besitzerin des Kreuznacher Schlösschens, in dem heute das Schlossparkmuseum untergebracht ist. Sie lebte dort nur zeitweise.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).

Nummer 8/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

10 Jahre Museum für PuppentheaterKultur

Der lange Weg der Sammlung Rother nach Bad Kreuznach

VON DR. MICHAEL VESPER, BAD KREUZNACH

Museumsleiter Markus Dorner (rechts) mit Partner Bernd Lang bei einem Auftritt im Rahmen der Jubiläumsfeier des PuK Ende Juni 2015. Foto: Rainer Gräff, Öffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

Das Bad Kreuznacher Museum für PuppentheaterKultur (PuK) feierte am 26. und 27. Juni dieses Jahres mit einer hochkarätig besetzten Marionetten-Gala sein zehnjähriges Bestehen (Bericht im ÖA vom 29. Juni 2015). Puppenspielerinnen und –spieler aus Prag, Salzburg, Nürnberg und Bad Kreuznach gestalteten das anspruchsvolle Programm und Oberbürgermeisterin Dr. Heike Kaster-Meurer konnte für den großen Einsatz der Stadt Bad Kreuznach in der Pflege der Puppentheaterkultur „Die spielende Hand", den Ehrenpreis des Verbandes Deutscher Puppenspieler, entgegen nehmen. Grund genug, einmal auf die Entstehungsgeschichte es PuK zurück zu blicken:

Vor 30 Jahren konnte das Museum der Römerhalle eröffnet werden. Das war deshalb möglich, weil das Land Rheinland-Pfalz der Stadt das großartige Oceanus-Mosaik als Leihgabe zur Verfügung stellte, das zusammen mit dem Gladiatorenmosaik (in städtischem Eigentum) den Kern der Ausstellung bildet. 20 Jahre danach, Ostern 2005, war es wiederum eine Leihgabe des Landes Rheinland-Pfalz, die eine Museumseröffnung ermöglichte. Die große Figuren-Theater-Sammlung von Karl-Heinz Rother bildet die Substanz des neuen Museums für PuppentheaterKultur (PuK), dessen Verwirklichung der Sammler selbst rückblickend als sein „Lebenswerk" bezeichnete. Anders als in Schloßparkmuseum und Römerhalle sind im Sammlungsbestand des PuK keine lokalen Elemente enthalten. Das PuK lebt von den Kunstwerken des Puppentheaters die – neben Karl-Heinz Rother - verschiedene Sammler, Theater, Figurenbauer und Puppentheaterspieler eingebracht haben – und noch immer neu einbringen.

Die Euphorie war groß, als nach sechs Jahren Vorbereitungszeit von der Idee bis zur Verwirklichung das neue Museum im Rittergut Bangert eröffnet wurde, wobei Oberbürgermeister Andreas Ludwig, stets ein treuer Freund und Förderer des PuK, mit seinem launigen Faust-Prolog zumindest etwas Lokalkolorit aus der Kreuznacher Historie einbrachte.

In seiner Festrede sagte der für Kultur zuständige Staatsminister Prof. Dr. E. Jürgen Zöllner: „Heute ist ein guter Tag für Bad Kreuznach – und ein guter Tag für Rheinland-Pfalz. Ein guter Tag, weil eine gute Idee Wirklichkeit geworden ist: ein neues altes Haus für die traditionsreiche Kunst des Puppentheaters, das Museum für PuppentheaterKultur im Rittergut Bangert wird eröffnet. Wir haben viele Museen in unserem Land – darunter auch gewiss viele sehr schöne – aber das PuK ist doch ein ganz besonderes – und ein ganz besonders schönes".

An Rother gewandt versicherte Zöllner: „Wir und die Stadt Bad Kreuznach werden gut auf diesen Schatz aufpassen und sie sollen es nicht bereuen, dass Sie ihn Rheinland-Pfalz überlassen haben."

Von Träumen, die wahr werden, war dann oft die Rede bei den Feierlichkeiten. Die Kulturbeigeordnete Helga Baumann hatte sechs Jahre lang unermüdlich für die Realisierung des Projektes Überzeugungsarbeit geleistet und betonte das Zusammenspiel der Interessen der Stadt, des Sammlers und der Kulturinteressierten in ihrem Grußwort:

„Heute werden Träume wahr. Wahr wird der Traum des Sammlers vom Museum für seine Sammlung [...], wahr wird auch der Traum oder die Vision der Stadt Bad Kreuznach von der Vollendung der musealen Einheit im Rittergut Bangert [...]. Wahr werden hier aber auch unzählige Kinderträume. Die der Besucherinnen und Besucher nämlich, die alte Bekannte wieder treffen und für sich den Zauber des Puppentheaters neu entdecken."

Und die Besucher kamen in Scharen, jung, alt, Familien, Kindergärten, Schulen aus einem Umkreis von bis zu 200 Kilometern. Bereits in den ersten drei Wochen wollten 5000 Personen die Ausstellung sehen. Vor allem aber gelang es dem neuen Museumsleiter, Markus Dorner, diesen für Museen durchaus üblichen Anfangserfolg nicht verpuffen zu lassen, sondern das Publikumsinteresse zu erhalten, zu steigern bzw. immer wieder neu anzufachen.

220 000 Besucherinnen und Besucher zählte das PuK bis Ende des Jahres 2014. Die Besucherzahl pendelte stabil zwischen 19 000 und 22 000 pro Jahr. Einen Ausreißer nach oben bildete das Jahr 2009, als die Ausstellung der Augsburger Puppenkiste im PuK zu sehen war und man erstmals nahezu 40 000 Gäste zählen konnte. Diese Zahl war übrigens in der „Werbephase" für das PuK als Mindestmarke des jährlich zu erwartenden Publikumszuspruchs genannt worden (AZ, 27. September 2000). Wenig später erfolgte dann eine Korrektur auf nur noch 30 000 Besucher (Rheinpfalz, 22. Februar 2001). Das war auch noch zu hoch gegriffen, aber derartige Zahlenspiele sind sicher im

Puppengestalter Till de Kock, Kulturdezernentin Helga Baumann und Puppensammler Karl-Heinz Rother bei einem Werkstattbesuch im PuK. Foto: Jürgen Köck, Städtisches Bauamt Bad Kreuznach

politischen Kontext des Jahres 2000 anzusiedeln, als es darum ging, um Zustimmung für das Projekt zu werben.

Dank dem PuK liegen immerhin die Besucherzahlen der drei Museen im Rittergut Bangert insgesamt nun stabil Jahr um Jahr über der 40 000er-Marke (inklusive der Mehrfacheintritte, Theaterbesucher, Hochzeiten und Veranstaltungsbesucher in angemieteten Räumen). Das zeigt die Bedeutung des PuK für die Attraktivität der Museen im Rittergut Bangert. Da es für eine reine Dauerausstellung sehr schwer, ja geradezu unmöglich ist, permanent das Publikumsinteresse wach zu halten, wie etwa das Beispiel der Römerhalle zeigt, versuchte man im Konzept des PuK dieser Tatsache gezielt entgegen zu wirken: Von Anfang an war vorgesehen, die Ausstellungen zu 100 Jahren Puppentheater mit dem Erlebnis des Puppentheaters zu kombinieren und eine Einheit von Museum und Theater zu schaffen, wobei die Dauerausstellung immer wieder neu variiert und durch Sonderausstellungen bereichert werden sollte.

So ein Konzept muss aber auch umgesetzt und gelebt werden. Das geschah. Und diese Leistung muss sicher ganz persönlich dem Museumsleiter Markus Dorner zugeschrieben werden. Der Pfälzer aus Neustadt an der Weinstraße, der seinen Dienst am 1.4. 2004 antrat und ein Jahr Zeit hatte, die Sammlung sachgerecht zu erfassen, den Museumbetrieb zu organisieren und die Ausstellungseröffnung vorzubereiten, erwies sich als ein guter Griff des Auswahlgremiums, dem 70 Bewerbungen auf die Ausschreibung einer halben Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter vorlagen: der Pädagoge, an einer Hochschule ausgebildeter Puppenspieler und Theater- und Festivalmacher entpuppte sich auch als versierter Museumsorganisator. Mit seiner weitgespannten Netzwerkarbeit und Kontaktpflege in der Figurentheaterszene baute er einerseits die Sammlung weiter aus, inszenierte andererseits immer wieder neue Ausstellungsprojekte und machte nicht zuletzt Bad Kreuznach zu einer der ersten Adressen in Sachen Puppentheater im Land.

Doch zurück zum Anfang!

Die Sammlung Rother

Ohne die Sammelleidenschaft des Karl-Heinz Rother gäbe es das PuK nicht. Im Alter von zehn Jahren hielt der 1928 in Herne geborene Junge seine erste Puppe in der Hand, und seitdem ließ ihn die Faszination für das Puppentheater nicht mehr los. Beruflich führte ihn der Weg vom kriegsbedingten Ausbildungsberuf des Waffenmechanikers über das Ingenieurstudium und die anschließende Tätigkeit als leitender Ingenieur für Haustechnik in Großbetrieben zum eigenen erfolgreichen Unternehmen, das er 25 Jahre lang von 1970 bis 1995 leitete.

Parallel zur beruflichen Laufbahn lebte Rother für seine Familie und sein Hobby, ja seine Leidenschaft, als Figurensammler und Figurenschnitzer. Gerade die Tatsache, dass er selbst nicht Puppenspieler war, dass ihn die reine Liebe zum Figurentheater ohne jeden eigenen Geltungsanspruch antrieb, öffnete ihm die Türen von herausragenden Figurengestaltern wie Till de Kock oder auch Theo Eggink.

Das Besondere an Rothers Sammlung war ihr Prinzip: Nur authentische, tatsächlich gespielte Figurensätze von Theaterbühnen erwarb er nach und nach. Dazu bemühte er sich um Bühnenbilder, Textbücher, Plakate, Programmhefte, Fotos, Filme und alle anderen sonst irgendwie mit dem Theaterbetrieb zusammenhängenden Materialien. Rother sammelte also eigentlich die Figurentheater als Ganzes. Da diese Ensembles meist als Wanderbühnen arbeiteten und noch heute arbeiten, bewahrte er damit diese Kulturgüter für die Nachwelt, nachdem sie aus dem Bühnenbetrieb aussortiert worden waren. Dieses Sammlungsprinzip hat Rother weitgehend durchgehalten.

In der von Eitelkeiten und Eifersüchteleien keineswegs freien Puppentheaterszene erwarb sich Rother das damals noch wichtigste Kapital des Kaufmanns: Vertrauen. Wenn Puppentheater ihre Schätze nach vielen Jahrzehnten ihm anvertrauten, wussten sie sie in guten Händen.

Immer weiter wuchs die Sammlung an. In Bad Kreuznach sollten es dann 2300 Einzelfiguren sein, die in das PuK einzogen – und dazu die genannten Zusatzmaterialien. Sammeln ist für viele Sammler Selbstzweck. Nicht so für Karl-Heinz Rother. Ihm ging es um den Wert des Figurentheaters als kultureller Faktor und um das Puppenspiel als nach seiner Auffassung unvergleichlich wirksames pädagogisches Instrument. Ihm ging es auch darum, seine gewaltige Sammlung dauerhaft der Öffentlichkeit zu zeigen und damit einen Zugang zur faszinierenden Welt des Puppentheaters zu eröffnen. Rother wollte nicht nur Ausstellungsobjekte zeigen. Er wollte das Bildungsangebot mit einem Theatererlebnis und einem umfangreichen didaktischen Angebot kombiniert wissen. Rother verfolgte damit sehr frühzeitig bereits eine ganzheitliche museale Konzeption. Sehr ausführlich hat Gerd J. Pohl in seiner Broschüre „Auf zweiter Bühne“ dies aufgrund eines Interviews mit Rother dargestellt. Die Schrift ist natürlich im PuK zu haben. (Vgl. auch Brigitte Tietze: Im PuK lebt ein Traum weiter. AZ, 5. Januar 2010, Seite 10).

Rother verfolgte dieses Ziel mit großer Ausdauer. Er schaute sich Museen in Europa, den USA und Kanada an und versuchte ein eigenes Konzept zu verwirklichen. Er initiierte und organisierte Sonderausstellungen für Teile seiner Sammlung, um diese bekannt zu machen. Aber: Rother wusste, dass er das Museum nicht als Privatmann würde realisieren und betreiben können. Er brauchte einen Partner: einen öffentlichen Träger. Und an dieser Frage drohte er nach vielen vergeblichen Anläufen, unter anderem auch in Bad Münster am Stein, zu scheitern. Schon stellte sich die Frage eines Verkaufes der Kunstwerke an private Interessenten, denn Rother hatte in über 40 Jahren Sammlungstätigkeit nach eigenen Angaben über eine Million DM in seine Sammlung gesteckt und ihm schien nun mit Blick auf die Vollendung seines siebten Lebensjahrzehntes die Zeit davon zu laufen.

Das Land Rheinland-Pfalz erwirbt die Sammlung Rother und sucht einen Partner

Es musste eine weitere Person ins Spiel kommen, um den Knoten aufzulösen. Und diese fand sich in dem Referenten des Landes Rheinland-Pfalz für freies Theater und Manager des Kultursommers Rheinland-Pfalz: Dr. Jürgen Hardeck. Er warb bei der Kulturministerin Rose Götte für einen Ankauf der einzigartigen Sammlung. Die Ministerin erwies sich dann in den folgenden Jahren als gelassene und zielorientierte Gesprächspartnerin, war aber leider bei der Eröffnung des PuK nicht mehr im Amt.

Hardeck überzeugte in den Verhandlungen mit Rother über einen Ankauf der Kunstwerke durch das Land den Sammler davon, dass nur so der Weg für eine Verwirklichung des Lebenswerkes geebnet würde. Rother erklärte sich zu einem Verkauf der Sammlung mit erheblichen finanziellen Verlusten für 600 000 DM bereit. Die Sammlung wurde auf der Feste Ehrenbreitstein erst einmal eingelagert und dort in einer großen Ausstellung im Jahr 2000 präsentiert. Zwischenzeitlich hatte Hardeck

Frontansicht des PuK
Foto: Dr. Michael Vesper, Bad Kreuznach

Foyer des PuK Foto: Dr. Michael Vesper, Bad Kreuznach

sich auf die Suche nach einem Träger für das neu zu schaffende Museum begeben und in Bad Kreuznach angeklopft.

Hier bereitete den Kulturdezernenten seit Karl Georg Schindowski (1975–1990) die Weiterentwicklung des Rittergutes Bangert Kopfzerbrechen. Schon seit 1975 verfolgte Schindowski ein neues museales Konzept: das alte, im Dezember 1933 eröffnete Heimatmuseum in der Kreuzstraße (heute Stadtbibliothek) sollte nicht einfach in den Schloßpark verlegt werden. Im Hinblick auf die Ausgrabungen der Römervilla durch das Landesamt für Denkmalpflege, die dem Fund des Oceanusmosaik folgten, sollte vielmehr mit den römischen Funden zusammen eine große museale Einheit entstehen, deren räumlicher Rahmen das alte Rittergut Bangert vor der Stadtmauer der Neustadt bilden sollte, in dem verschiedene museale Einheiten mit jeweils eigenem Profil sich etablieren würden. Für diesen Zweck erwarb die Stadt 1980 einen Großteil des alten Rittergutes Bangert mit dem Schloßpark.

Mit der Eröffnung der Römerhalle (1985) und des Schloßparkmuseums (1986) durch den Museumsleiter Hermann Bullinger waren angesichts des gewaltigen Areals allerdings nur erste Schritte zur Verwirklichung dieses Konzeptes bewältigt. Als sehr schwierig erwies es sich insbesondere, ein Nutzungskonzept für die Gebäude des großen Landwirtschaftsbetriebes zu entwickeln, den die Familie Puricelli von 1899 bis 1903 errichtet hatte.

Im Jahr 1999 erinnerte sich Dr. Jürgen Hardeck daran, dass ihn Renate Weirich, die Nachfolgerin Schindowskis als ehrenamtliche Beigeordnete für Kultur, einmal auf dieses Potenzial hingewiesen und beim Land angefragt hatte, ob es denn nicht eine Nutzungsidee für ein Museum gäbe. Hardeck präsentierte 1999 seinen Vorschlag der neuen Kulturdezernentin, Helga Baumann, in deren gemütlichem Büro in der Viktoriastraße, das mit der Beigeordneten, dem Schreibtisch und dem Besucher gut gefüllt war: In den leer stehenden Räum im alten Max-Planck-Institut solle, so schlug Hardeck vor, die Landessammlung Rother präsentiert werden. Das Land würde die angekaufte Figuren-Theater-Sammlung per Leihvertrag kostenfrei zur Verfügung stellen, die Stadt müsste im Gegenzug die Räumlichkeiten für die neue Nutzung umbauen und das Museum auf eigene Kosten betreiben.

Helga Baumann erinnert sich noch heute gut an das Gespräch. Sie habe höflich zugehört und sich am Ende eher ein wenig ratlos gefunden. Mit dem Thema Puppentheater habe sie auf den ersten Blick nicht viel anfangen können, erzählte sie auch bei der Eröffnung. Als erfahrene Kommunalpolitikerin wusste sie zudem um den Hürdenlauf, der ihr bevorstand, wenn sie mit der Idee eines neuen Museums auftreten würde. So dankte sie zunächst für das anregende Gespräch und bat sich Bedenkzeit aus.

In ihrer Rede zur Eröffnung des PuK fasste die ehrenamtliche Beigeordnete ihren Entscheidungsweg und ihre Gründe zusammen, die sie veranlassten, das Projekt Puppentheater-Museum zu ihrem zentralen Anliegen zu machen: „Stück für Stück beschäftigte ich mich mit dem Thema. Während viele unserer Besucher ihre Begeisterung aus der Quelle der Jugenderinnerungen speisen können, musste ich mich mehr rational dem Puppentheater nähern. Das habe ich getan. Letztlich entscheidend war für mich der Besuch der Ausstellung der Sammlung Rother auf der Festung Ehrenbreitstein. Wenn man nicht mehr nur über die Sammlung redet oder Papiere liest, sondern die Puppen sieht, sie kunstvoll ausgestellt oder im professionellen Spiel erlebt – erübrigen sich viele Fragen. Ohne Umwege über Räsonieren und Diskutieren lassen sich Jung und Alt begeistern und faszinieren. Ich war gefesselt von der Vielfalt, von der Schönheit der zauberhaften Details, von den nahezu unerschöpflichen Möglichkeiten der Sammlung von Karl-Heinz Rother. Hier wollte ich dran bleiben." Zudem erinnerte Baumann daran, dass die Stadt die Entscheidung, die Räumlichkeiten kulturell zu nutzen, vor etlichen Jahren bereits getroffen hatte. Nun galt es, meinte Baumann, diese Chance zu ergreifen.

Die Politik hat das Wort

Im Mai 2000 stellte Baumann das Vorhaben erstmals informell im Kulturausschuss vor. Tatsächlich war es dann der Besuch des Stadtvorstandes, des Kulturausschusses und weiterer Stadtratsmitglieder in der Ausstellung auf der Festung Ehrenbreitstein in Koblenz Ende September, der das Eis brechen ließ. Mit dabei waren auch Oberbürgermeister Rolf Ebbeke und Kämmerer Karl-Heinz Gilsdorf, der dem PuK während seiner ganzen Amtszeit gewogen blieb. Auch sie waren nach dem Besuch bereit, das Thema Puppentheater auf die politische Agenda zu setzen.

Die Diskussion war eröffnet. Natürlich gab es angesichts der Haushaltslage der Stadt nur zu berechtigte Bedenken wegen der zu erwartenden Folgekosten. Nicht zuletzt die Tatsache, dass an anderer Stelle drastische Sparmaßnahmen drohten (so damals schon die angedrohte Schließung des Freibades Bosenheim), ließ manchem zweifelhaft erscheinen, warum hier eine neue Kostenstelle eröffnet werden sollte. „Du brauchst ja nicht die Puppen tanzen zu lassen" (AZ, 20. Dezember 2000 „Puppen müssen bezahlbar sein"), musste sich Ebbeke vom Bosenheimer Urgestein Werner Lorenz beim Streit um das Bad in Bosenheim anhören. Die Befürworter betonten hingegen die einzigartige Chance für die Stadt. Bis zum März 2001 fielen die Entscheidungen der Fachausschüsse für das neue Puppentheater – allerdings mit Vorgaben im Hinblick auf die Folgekosten, die rückblickend als politische Kosmetik interpretiert werden müssen. Denn zwar ging man von Folgekosten in Höhe von 427 000 DM aus, allerdings sollten fast die Hälfte davon durch Einnahmen sichergestellt werden, so dass der Haushalt nur mit 200 000 DM jährlich belastet werden würde. Eine Kostendeckelung, die bald nach Eröffnung des Museums vom Finanzausschuss kassiert wurde. Dass ein Förderverein und Sponsoren Jahr für Jahr derartige Mittel aufbringen könnten, war keine realistische Annahme. Tatsächlich liegt der Zuschussbedarf laut dem vom Stadtrat beschlossenen Haushaltsplan aktuell (Plan 2015) bei 285.000 €, also ziemlich nahe bei den 600.000 DM Defizit, die Stadtrat Peter Anheuser bereits am 19. Dezember 2000 befürchtete: („Wir können uns nicht leisten, jedes Jahr 600 000 Mark draufzubuttern", AZ, 20. Dezember 2000, „Puppen müssen bezahlbar sein").

Wer nun meinte, damit sei alles erledigt gewesen, der kennt Kreuznach nicht. Bei den Beratungen zum Haushalt 2001 tat sich erstmals ein Loch von sechs bis zwölf Millionen Mark auf – der Beginn der Schieflage der städtischen Finanzen, die bis heute anhält.

Die CDU-Fraktion plädierte nun aus diesem Grund für eine neue Prioritätensetzung bei der Budgetplanung, sah andere Projekte wie den Erwerb der amerikanischen Grundschule als vorrangig an und stellte das Puppentheater in Frage. Es gelang Ebbeke und der Kulturdezernentin eine von der damals noch agierenden Großen Koalition unabhängige Mehrheit im Rat zu zimmern. Am Grundsatzbeschluss vom März ließ er nicht mehr rütteln, die Mittel wurden im November tatsächlich in die Haushaltsplanung eingestellt. Am 26. November 2001 unterzeichneten Staatsminister Zöllner und Oberbürgermeister Ebbeke den Leihvertrag für die Sammlung Rother. Die Stadt verpflichtete sich, bis 2004 den Museumsbau fertig zu stellen. Zuschüsse des Landes wurden in Aussicht gestellt.

Doch damit war die Zitterpartie für die Puppen noch immer nicht zu Ende. Ein Jahr später, am 12. Oktober 2002 verhängte Oberbürgermeister und Kämmerer Rolf Ebbeke einen generellen Baustopp für Neubauten – das galt zunächst auch für das PuK. Grund: Ebbeke, der es gewohnt war, finanzpolitisch mit vielen Bällen in der Luft zu jonglieren, war auf dem falschen Fuß erwischt worden, als das Land mitteilte, die bereits eingeplanten Zuschüsse für den dritten Bauabschnitt der Nord-Süd-Verbindung (von der Pfingstwiese zum Fleischhauer-Kreisel), nur gestückelt in sechs Jahresraten zahlen zu können. Die Stadt musste einen zweistelligen Millionenbetrag vorfinanzieren. Das raubte die Luft für andere Investitionsvorhaben.

Es zeigte sich nun aber, dass das Museum für PuppentheaterKultur längst angekommen war: in der öffentlichen Meinung. Viele Stimmen wurden laut, die sich dagegen aussprachen, ein neues Kulturgut finanziellen Bedenken zu opfern. Zudem drohte eine Blamage dem Land gegenüber. Schließlich war ein Vertrag unterschrieben worden. Dr. Hardeck dachte bereits öffentlich über die

Blick in den Ausstellungsraum des PuK
Foto: Dr. Michel Vesper, Bad Kreuznach

Baudirektor Bernhard Unholtz, der ehemalige Leiter des Städtischen Hochbauamtes. Er und sein Team waren verantwortlich für die bauliche Gestaltung des PuK.

Foto: : Isabel Mittler, Allgemeine Zeitung Bad Kreuznach

Suche nach anderen Standorten nach und ließ das Stichwort „Bad Ems" vernehmen. Auch das Museum auf der Festung Ehrenbreitstein sollte angeblich nach dem großen Publikumserfolg der Ausstellung an der Sammlung nun dauerhaft interessiert sein.

Zwischenzeitlich war ein Förderverein gegründet worden, dessen erster Vorsitzender, der Autor des vorliegenden Artikels, damals noch Pressesprecher der Stadt war. Auch der Verein für Heimatkunde trat sofort diesem Förderverein bei und begrüßte die Erweiterung der Museumsfamilie, mit der der Verein eng verbunden ist. Der damalige Vereinsvorsitzende Dr. Horst Silbermann appellierte in einem Leserbrief (AZ, 13. Dezember 2002) an die Stadt: „In Schillers ‚Wallenstein' war es ‚das Los des Schönen auf der Erde', unter dem Hufschlag kriegerischer Kavallerie zu enden, heute gerät es wohl eher unter die Räder der Straßenfinanzierung. Als Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V., der sich von Anfang an für die Einrichtung des Figurentheater-Museums [...] stark gemacht und darin einen nachhaltigen kulturellen Wertzuwachs für Bad Kreuznach gesehen hat, bin ich wie viele unserer Vereinsmitglieder zutiefst enttäuscht darüber, dass das schöne Vorhaben nun ein Straßenverkehrsopfer ganz besonderer Art werden soll. Ich appelliere daher an alle kommunalpolitischen Kräfte, zuvörderst an Herrn Oberbürgermeister Rolf Ebbeke, alle Möglichkeiten zur Rettung des Figurentheater-Museums intensiv zu prüfen."

Das geschah. Der Eröffnungstermin wurde zwar auf Ostern 2005, also um ein halbes Jahr verschoben, aber Ebbeke unterschrieb die nötigen Aufträge, ohne dass nun die Schub- und Zugkräfte, die zuvor wirksam wurden, hier im Detail darzustellen wären.

Der Umbau

Endlich konnte die Arbeit im Dezember 2002 losgehen. Von den Baukosten, die bei 2 350 000 Euro lagen, trug die Stadt letztlich 940 000 Euro, wobei Zuschüsse in Höhe von 75 000 Euro aus privaten Mitteln die Stadtkasse entlasteten. Die Bauleitung lag beim städtischen Hochbauamt mit seinem Leiter Baudirektor Bernhard Unholtz. In seinem Team, das Kosten- und Zeitplan perfekt managte, arbeiteten nun Bärbel Marx, Sabine Woikowski und Jürgen Köck 30 Monate lang intensiv an dem Umbau der Wirtschaftsgebäude in ein modernes Museum mit Theater. „Es war das interessanteste Projekt meiner Amtszeit und wir genossen viel Freiheit und Vertrauen seitens der Amtsleitung" erinnert sich Unholtz noch heute. Der für die Baumaßnahme seitens der Kulturverwaltung zuständige Amtsleiter war Michael Fries.

Das neue Museum sollte im ehemaligen Getreidelager des Puricelli-Landgutes seinen Platz finden. Von 1950 bis 1976 hatte der Gebäudekomplex dem Max-Planck-Institut gehört. Für die anspruchsvolle Umgestaltung und die Entwicklung des musealen Konzeptes berief Kulturdezernentin Helga Baumann einen Fachbeirat. Diesem Gremium gehörten (ganz oder zeitweise) Amtsleiter Michael Fries, Jürgen Köck und Bernhard Unholtz (Bauamt), Archivarin Franziska Blum-Gabelmann, Klaus-Jürgen Rother, die Beigeordnete Helga Baumann, Brigitte Schmutzler (Landesmuseum Koblenz), Ingrid Hofer, Albrecht Roser, Jürgen Maaßen (alle drei Puppenspieler), Dr. Jürgen Hardeck und die Museumsdirektorin Dr. Angela Nestler-Zapp an. Dieses Gremium fand letztlich für das Kind auch einen Namen: der Vorschlag „PuK" für PuppentheaterKultur kam von Albrecht Roser. Für den Innenausbau sicherte man sich die Kompetenz des Diplom-Designers Peter Kneip, der bereits an den Planungen des Guternbergpavillons in Mainz mitgewirkt hatte.

Beim Umbau war es dem Team um Unholtz wichtig, den Charakter des denkmalgeschützten Gebäudes zu bewahren und sogar manche Eingriffe des vergangenen Jahrhunderts zu korrigieren. So wurde die Fassade von der hässlichen Glasbausteinoptik befreit und um eine transparente Glasfront ergänzt. Im Foyer habe man die alte Decke offen gelassen, und so einen großzügigen Raumeindruck gewonnen, erläutert Unholtz. Überhaupt zielte die Bauphilosophie darauf ab, Durchsichtigkeit zu ermöglichen, wo immer dies möglich war, und kleinräumige Parzellierungen zu vermeiden.

Über ein Treppenhaus verfügte das alte Speichergebäude nicht. Dieses wurde von Unholtz ebenso mit transparenten Stufen neu eingebaut wie die raffiniert nach mehreren Seiten begehbare Aufzugsanlage. Mit den Bauarbeiten wurde die Firma Gemünden beauftragt. Viele individuelle Lösungen waren für den Theaterraum, die Bibliothek, die Werkstatt, die kleinen Künstlerappartements und natürlich den 600 qm großen Ausstellungsraum zu finden. Und natürlich war das mit Kompromissen verbunden. Letztlich hätte der Sammler Rother wohl gerne alles zur Ausstellungsfläche gemacht, um möglichst viele Exponate zeigen zu können, doch wäre dann ein „multifunktionales Konzept" nicht realisierbar gewesen. Das von Unholtz und seinen Kollegen ausgewählte „Stäbchen-Parkett", das in seiner Großflächigkeit die Optik des PuK prägt, habe der Kulturdezernentin erst einmal eine Schrecksekunde bereitet, erinnert sich Unholtz. Im Theatersaal konnten sich die Bauleute über die Spende von Kinosesseln des Kinobetriebes Sawatzki freuen, die beim Bau des Cineplex-Kinos frei geworden waren.

Für eine den Bedürfnissen der Exponate entsprechende Raumluft sorgt eine Temperierungsanlage. Ihre Rohre liegen auf den Steinen auf, mit denen die dünnen Wände des ehemaligen Speichergebäudes verstärkt wurden. Die Bausubstanz des Backsteinbaus erwies sich als hervorragend. Allerdings war natürlich an Wänden und Decken eine neue Dämmung anzubringen, um die Ausstellungsstücke nicht starken Temperaturschwankungen auszusetzen. Bis heute sind die Binder der Dachkonstruktion ein wesentliches gestalterisches Element des PuK. Auch bei der Ausstellungskonzeption sollte das Prinzip der Offenheit erhalten bleiben. Die Figuren sollten nicht hinter Vitrinen und Scheiben eingesperrt werden. Stattdessen wurden von beiden Seiten offene Holzkonstruktionen über Stahlrohre in die Binder eingespannt. Das Holzdesign passt sich gleichfalls der Binderkonstruktion an.

Auch einige Überraschungen gab es. So fand man bei den Rohbauarbeiten hinter einer Zwischenwand den Tresor des Rittergutes, knackte ihn mit Hilfe einer Spezialfirma und fand ihn leer. Spannend war auch das Thema „Uhrentechnik". Lange stand die alte Uhr des Türmchens, welches das Gebäude ziert, still. Noch heute lagert vor Ort die alte Originaltechnik, allerdings wurde die Uhr auf Elektrobetrieb umgestellt und läuft heute wieder.

Zeitgleich mit den Arbeiten wurde die Einlagerung der Puppen erst einmal provisorisch im Install vorgenommen. Die Inventarisierung erfolgte mit Unterstützung des Landesmuseums Koblenz und vor allem durch eine ehrenamtliche Vollzeitmitarbeiterin: Sunhild Eigemann, die bald zur guten Seele des sich entwickelnden Museumbetriebes wurde. Andrea Manz leistete gleichfalls ehrenamtlich die Öffentlichkeitsarbeit im Vorfeld der Eröffnung. Der Förderverein baute die Originalwerkstatt des mit Karl-Heinz Rother befreundeten Figurenbauers von Till de Kock in Bad Lauterberg ab und schaffte sie in das PuK.

Und dann war es soweit. An Ostern 2005 öffnete das PuK seine Türen und Minister Dr. Jürgen Zöllner sagte zum Ende seiner Ansprache: „Diese neue wunderschöne Erlebniswelt für Kinder und Erwachsene steht ab heute allen interessierten Besucherinnen und Besuchern offen. Ich bin sicher: Das PuK wird ein Ort der Freude und Phantasie werden. Und darüber können wir uns alle freuen."

Postskript:

Rolf Ebbeke, Sunhild Eigemann, Michael Fries, Jürgen Köck, Till de Kock, Albrecht Roser und Karl-Heinz Rother konnten das 10-jährige Jubiläum, zu dem der Förderverein einlud und bei dem die Oberbürgermeisterin Dr. Heike Kaster-Meurer die Festrede hielt, nicht mitfeiern. Sie sind in den vergangenen zehn Jahren verstorben. Auf ganz unterschiedliche Weise haben sie Voraussetzungen geschaffen und zur Realisierung des „Traumes" beigetragen. Dieser Artikel erinnert auch an ihren jeweiligen persönlichen Beitrag.

Literatur

(ausführliche Vorstellung der Sammlung): Markus Dorner: Die Welt des Puppentheaters im Museum. Ein Begleitbuch. Bad Kreuznach 2012.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).

Nummer 9/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

„Hurra, wir leben noch!“

Das Kirner Heimatfest 1949 – eine regionale Großveranstaltung im Spiegel des vierten Jahres nach dem Zweiten Weltkrieg

VON DR. ULRICH HAUTH, KIRN

Vorbemerkung:

Ein Heimatfest, selbst wenn es in größerem, sprich regionalem Rahmen gefeiert wird, ist an sich nicht unbedingt eine historisch zu nennende Angelegenheit. Weil aber das *Kirner Trachten- und Heimatfest* 1949 als **erste** derartige Großveranstaltung hier nach dem Zweiten Weltkrieg stattfand, so ist es, nicht nur regional gesehen, durchaus eine Besonderheit. Das gilt vor allem dann, wenn man die damaligen Zeitumstände mit berücksichtigt, unter denen ein immerhin dreitägiges Fest im vierten Jahr nach Kriegsende durchgeführt werden konnte.

I. Zum historischen Kontext

Was war in den letzten zehn Jahren nicht alles Unheilvolle passiert? Zwar war Kirn im Zweiten Weltkrieg zunächst wenig vom direkten Kriegsgeschehen betroffen. Das änderte sich jedoch fast schlagartig ab Herbst 1944. Vor allem die militärstrategisch wichtige Rhein-Nahe-Bahn wurde jetzt immer wieder Ziel alliierter Luftangriffe.

Dadurch wurde auch Kirn mit seinem damals bedeutenden Reichsbahn-Betriebswerk (Bw) wiederholt stark in Mitleidenschaft gezogen. Insgesamt fanden hier 55 Zivilisten durch Luftangriffe den Tod. Zudem waren nahezu 40 Häuser entweder total zerstört oder jedenfalls unbewohnbar geworden.

Zum Glück erfolgte der Einmarsch der Amerikaner am 18. März 1945 hier kampflos, so dass wenigstens dabei weitere Opfer vermieden wurden. Doch schon im Juli des gleichen Jahres löste die französische Besatzung die „reichen“ Amerikaner ab. Und nun begann auch für viele Kirner durchaus ein Überlebenskampf. Vor allem in den strengen Nachkriegswintern 1945/46 und 1946/47 machten Hunger und Kälte (es fehlte auch an Brennstoff!) den Menschen zu schaffen. Hinzu kam eine gravierende Wohnungsnot, weil durch die erwähnten Bombenangriffe zahlreiche Familien ihr Dach über dem Kopf verloren hatten.

Dass es unter solch dramatischen Umständen auch von Kirn aus zu den berühmt-berüchtigten Hamsterfahrten ins Umland kam, verwundert kaum. Schlimmer waren jedoch die in den Quellen mehrfach beklagten Felddiebstähle, wobei sogar junge Saatkartoffeln aus der Erde gerissen wurden. Aber für viele Zeitgenossen galt damals die Devise: Not kennt kein Gebot!

Erst nach der **Währungsreform vom Juni 1948** (dazu später mehr!) trat eine langsame Verbesserung der Lebensverhältnisse in den drei Westzonen ein. Der Nachkriegsalltag begann sich allmählich wieder zu normalisieren. Auch das Vereinsleben kam jetzt wieder richtig in Gang. Von daher ist es zu verstehen, dass im Spätherbst 1948 ein kleiner Kreis Kirner MoHoHu-Freunde mit der Planung und Vorbereitung eines Heimatfestes begann.

II. Wer war der MoHoHu?

„Aus den Tiefen der Vergangenheit (also Kriegs- und Nachkriegszeit / Ulrich Hauth) wollen wir hinausführen zur freien Sicht und zur freudigen Bejahung des Lebens.“ So steht es in der Einladung, abgedruckt in der Festschrift zum „Trachten- und Heimatfest“, das vom 30. Juli bis zum 1. August 1949 in Kirn stattfand. Eingeladen hatten der Hauptverein des MoHoHu, dessen Kirner Ortsgruppe, sowie für die gastgebende Stadt Kirn deren damaliger Bürgermeister Karl Reidenbach.

Die Abkürzung MoHoHu stand für den „Verein für **Mo**sel, **Ho**chwald und **Hu**nsrück“. Dieser regionale Wander- und Heimatverein war schon im Jahr 1890 in Morbach gegründet worden und hatte immerhin beide Weltkriege überlebt. In seinem Gründungsaufruf wurden **vier Hauptziele** des Vereins genannt, die im Prinzip bis heute gelten:

1. Erschließung des Vereinsgebietes (Moseltal und der südlich der Mosel gelegene Teil der Rheinprovinz, einschließlich Birkenfeld) in touristischer, wirtschaftlicher, geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Hinsicht.
2. Förderung des Fußwanderns bei jung und alt.
3. Erweiterung der Kenntnis der Heimat und dadurch Förderung von Heimat- und Vaterlandsliebe.
4. Erhaltung und Pflege von Naturdenkmälern und Naturschönheiten.

Titelblatt der Festschrift zum Kirner Heimatfest 1949. Bildgeber: Dr. Ulrich Hauth, Kirn

Aus dem MoHoHu ist dann im Jahr 1951 durch Namensänderung der heutige **Hunsrückverein** hervorgegangen, dessen Geschäftsstelle sich zurzeit in Herrstein befindet. Immerhin: Der Verein konnte im Jahr 2015 sein 125. Jubiläum begehen. Das geschah zu Pfingsten, in einem Festakt auf der Wildenburg bei Kempfeld. Der Hunsrückverein ist einer der etwa 50 regionalen Wandervereine, die es in Deutschland gibt. Dazu gehören auch der *Pfälzerwald-Verein*, der *Harzclub*, der *Eifelverein*, der *Taunus-Klub*, der Fichtelgebirgsverein oder der *Thüringerwald-Verein*, um nur einige zu nennen.

Hauptziel dieser Vereine ist naturgemäß das gemeinschaftliche Wandern. Hinzu kommen Erhaltung und Beschilderung regionaler Wanderwege. Daneben pflegen sie aber auch oft heimatliches Brauchtum, etwa durch Volkstanz und Trachtengruppen, sowie das Interesse an heimatkundlichen Themen in eigenen Veröffentlichungen. Letzteres trifft auch für den heutigen Hunsrückverein zu, der schon seit Jahrzehnten ein durchaus interessantes Jahrbuch herausgibt.

All diese Vereine sind Mitglieder des *„Deutschen Wanderverbandes“*, der jährlich in einer anderen Stadt beziehungsweise Region seinen *„Deutschen Wandertag“*

Mit einem Motivwagen war auch der Bauernverein Kirn im Festzug anlässlich des Kirner Heimatfestes 1949 vertreten. Bildgeber: Stadtarchiv Kirn

ausrichtet. Bei dieser Gelegenheit: Der erste Deutsche Wandertag fand schon im Jahr **1885** in Fulda statt, der letzte vor dem Zweiten Weltkrieg 1939 im schlesischen Hirschberg, damals offiziell *„Großdeutscher Wandertag"* genannt. Wie bei vielen überregionalen Wandertagen nahmen auch an diesem Fest Kirner Wanderfreunde, damals mit ihrer Trachtengruppe, teil. Im Jahr 2015 ist übrigens Paderborn, und damit die Region Ostwestfalen, Austragungsort des Deutschen Wandertages.

III. Zur Vorgeschichte: Das erste Kirner Heimatfest 1929

Zurück zu unserem Thema und damit zu der Frage: Wie kam es überhaupt zu den regionalen Heimatfesten?

Dazu folgendes: Der **Hauptverein des MoHoHu** richtete in der Regel jedes Jahr in verschiedenen Orten an Mosel, Hunsrück und Nahe seine Jahreshauptversammlungen aus. Diese waren jeweils mit einem Heimatfest verbunden, das von der entsprechenden Ortsgruppe, also dem ortsansässigen Wanderverein, ausgerichtet wurde. So konnte schon Ende Juli 1929 die Ortsgruppe des Kirner MoHoHu ein solches Fest veranstalten. Über dieses Großereignis habe ich bereits an anderer Stelle ausführlich berichtet (siehe Literaturverzeichnis am Schluss dieses Beitrages.) Deshalb sei hier nur übersichtsartig darauf eingegangen.

Neben der obligatorischen Jahreshauptversammlung gab es auch damals noch andere Veranstaltungen. Wegen der großen Zahl von Teilnehmern und Besuchern fanden diese in zwei großen, miteinander verbundenen Festzelten auf der Kyrau statt. Höhepunkt war jedoch ein riesiger Festzug, an dem über 600 Personen mitwirkten. 37 Fußgruppen, 36 Fahrzeuge und Festwagen sowie 110 Pferde zogen durch die festlich geschmückten Straßen von Kirn. Mehrere tausend Besucher fanden damals den Weg nach Kirn.

IV. Das Trachten- und Heimatfest 1949

Zufall oder Absicht: Dieses Fest des MoHoHu fand fast auf den Tag genau zwanzig Jahre später wieder in Kirn statt. Ganz abgesehen davon, kam unserem Trachten- und Heimatfest ein besonderer Stellenwert zu. War es doch die erste Großveranstaltung des MoHoHu, die nach zehnjähriger Pause überhaupt ausgerichtet werden konnte beziehungsweise durfte. „Durfte" nur deswegen, weil dazu eine besondere Genehmigung der französischen Besatzungsbehörde notwendig war. Dazu später mehr!

Natürlich fiel dieses Fest in Anbetracht der noch nicht überstandenen Nachkriegsnöte sozusagen eine Nummer kleiner aus als die Großveranstaltung von 1929. Immerhin können wir der 86 Seiten umfassenden Festschrift ein überraschend umfangreiches Programm entnehmen.

So fand zur Eröffnung am 30. Juli, einem Samstag, ein großer **„Heimatabend"** statt. In einem eigens dafür errichteten Festzelt auf der Kyrau führte **Hans Ihme**, pensionierter Pfarrer und Vorstandsmitglied des Kirner MoHoHu, durch die Veranstaltung. Musikalisch begleitet wurde der Abend durch musikalische Darbietungen des Kirner Musikvereins und der Männergesangvereine „Edelweiß" und „Olympia". Gesungen wurde dabei (natürlich!) auch das einst weithin bekannte *„Nahelandlied"* des Kreuznacher Studienprofessors **Oskar Linn-Linsenbarth**, vertont von **Hermann George**. Weil es heute (leider) weitgehend in Vergessenheit geraten ist, wollen wir an dieser Stelle noch einmal seine erste Strophe in Erinnerung rufen:

„Du liebliches Tal dort beim grünen Rhein,
durchwoben von Blüten und sonnigem Schein
von Wäldern und Bergen mit Reben umkränzt,
von rauschenden Wellen der Nahe durchglänzt:
Du bist meine Lust, frei fühlt sich die Brust
von Sorgen und Qual im Nahetal."

Nach einem Grußwort von Pfarrer **Ihme** hielt Bürgermeister **Karl Reidenbach** eine ausführliche Begrüßungsrede. Dabei hieß er **zuerst** ausdrücklich die Vertreter der französischen Kreiskommandantur unter **Capitaine Serret** und von der Kirner Ortskommandantur **Major Charrier** und **Adjudant-chef Chrisment** willkommen.

Erst danach erfolgte die Begrüßung der anwesenden deutschen Amtsträger, an der Spitze der Koblenzer **Regierungspräsident Dr. Wilhelm Sommer** und der Kreuznacher **Landrat Philipp Gräf**.

Diese Reihenfolge war natürlich nicht zufällig gewählt, sondern entsprach protokollarisch genau den damaligen Machtverhältnissen. Noch hatte im Juli 1949 die französische Militärregierung in Rheinland-Pfalz das Sagen. Konkret: Ohne das Permit, also die Genehmigung der französischen Behörden, hätte das Heimatfest damals überhaupt nicht stattfinden können.

In seiner Ansprache ging Reidenbach auch darauf ein, dass es im Vorfeld des Festes durchaus auch kritische Stimmen in der Kirner Bevölkerung gegeben habe:

„Es sind Leute an mich herangetreten und haben mir gesagt, es sei noch zu früh, um *Feste zu feiern, man hätte also noch zwei bis drei Jahre warten sollen. Wenn ich nun an all das Elend und die Not denke, die wir durchleben mussten und bedenke, welche Schwierigkeiten noch zu überwinden sind, dann müsste ich diesen Leuten schon Recht geben.*

Aber, meine Damen und Herren, trotz aller Not und allen Schwierigkeiten schreitet die Entwicklung fort, und das Leben geht weiter. Sollen wir nun also die Köpfe hängen lassen und den Rest unseres Lebens so

So etwa sah die aus Holz gefertigte Festplakette aus, die für 1 DM an die Besucher des Festes verkauft wurde. Bildquelle: Sammlung Günter Weber, Kirn

Tanzgruppe mit Bänderbaum beim Festzug.
Fundstelle: Manfred Schlarb, Erinnerungen an Kirn, unveröffentlichtes Manuskript (Stromberg 2014)

ganz freudlos dahinleben? Nein! Dann wäre doch unser Leben nicht mehr wert gelebt zu werden."

In diesem Sinn schloss Reidenbach seine Rede mit guten Wünschen für den Festverlauf und dem bemerkenswerten Aufruf an die Besucher: „Nun freut euch wieder!"

Den **Festvortrag** hielt (wie übrigens schon 1929!) **Gustav Zimmermann**, seines Zeichens ehemaliger Erster Staatsanwalt und Ministerialrat, ein engagierter Kirner Heimatfreund. Zimmermann, der auch zu den Initiatoren dieses Festes gehört hatte, ließ dabei in einem großen Bogen die Geschichte der Nahe-Hunsrück-Region und von Kirn Revue passieren. Er schloss mit pathetischen Worten: *„Drum empor die Herzen und heran an das gigantische Schicksal, das immer noch den Menschen erhebt, auch wenn es den Menschen zermalmt hat."*

Dem Pathos solcher Worte stand allerdings just an diesem Abend die rauhe Wirklichkeit des Nachkriegsalltags gegenüber. Denn während des gesamten Abends war die Lautsprecheranlage ausgefallen! So bekamen die allermeisten Besucher weder von den Grußworten noch von der Festansprache etwas mit, was naturgemäß zu einiger Unruhe im Festzelt führte. Deshalb wurden alle Redebeiträge später in schriftlicher Form veröffentlicht.

Am Sonntagvormittag fanden zunächst ein katholischer und ein evangelischer Festgottesdienst statt. (Von Ökumene war also damals noch keine Rede!) Danach erfolgte im Ratskeller die **Jahreshauptversammlung** des MoHoHu-Hauptvereins, die erste nach dem Krieg überhaupt!

Unbestrittener Höhepunkt war jedoch wieder ein großer **Festzug** am Sonntagnachmittag durch die Straßen unserer Stadt. Unter dem Motto *„Kirn das Herz unserer Heimat"* wirkten in vier so genannten *„Abteilungen"* immerhin fast achtzig Gruppierungen beziehungsweise Motivwagen mit.

Die erste Zugabteilung stand unter dem Leitmotiv: *„Volkstum, Trachten und Bräuche"*, Abteilung zwei trug den Titel *„Das Gesicht unserer Land(wirt)schaft"*. Der dritte Abschnitt hatte den Leitgedanken: *„Die treibenden Kräfte: Industrie und Gewerbe"*. Hier waren laut Festschrift auch *„15 originelle, künstlerisch gestaltete Festwagen der Kirner Industrie und des Gewerbes"*, zu sehen, wie es in der Festschrift hieß. Schließlich stand die letzte Abteilung unter dem Motto *„Unsere Jugend"*, wobei sich dort vor allem die heimischen Turn- und Sportvereine vorstellten. Der Festzug begann westlich von Kirn in der Obersteiner Straße, zog dann durch die (damalige) Stadt und endete auf dem Festplatz auf der Kyrau, also im nördlich gelegenen Hahnenbachtal.

Ein Zeitzeuge erinnert sich:

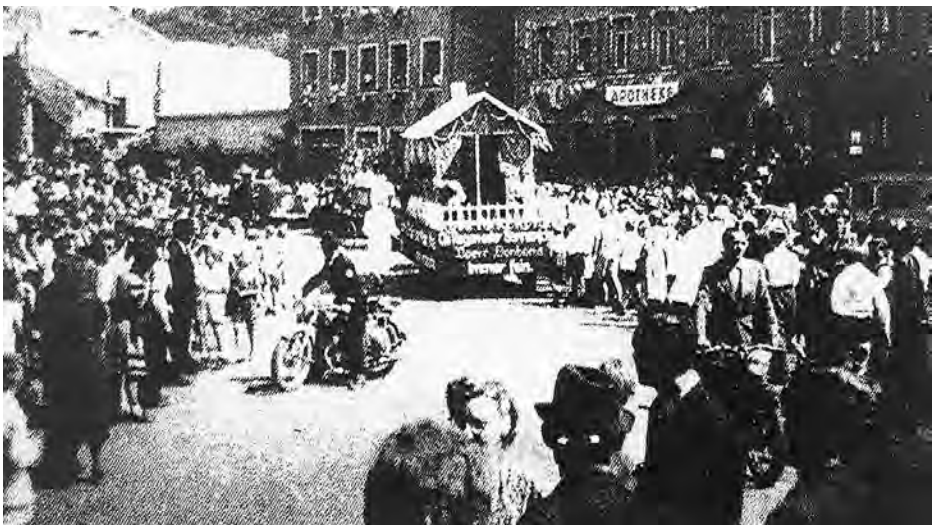
In der Obersteiner Straße wohnte damals die Familie von **Manfred Schlarb**. Der spätere Lehrer und Schulleiter hat als Kind den Festzug miterlebt. Auch in Erinnerung an Erzählungen seiner Eltern hat er Jahrzehnte später den Umzug erstaunlich lebensnah geschildert. Hier – leicht redigiert – die wichtigsten Passagen:

„Der Festzug wurde angeführt von einer Kapelle mit Pauken, Trompeten und einem Glockenspiel. So eine Musikkapelle nennt man Spielmannszug. Hinter der Kapelle erschienen dann die Festwagen. Einer nach dem anderen. Aus den verschiedensten Ecken unserer Heimat kamen die und holperten jetzt die gepflasterte Straße hinunter. Mit ihren Metallreifen. Mal Pferde davor, mal Kühe sowie Erntewagen, dem Anlass entsprechend rundherum mit Garben und Blumen geschmückt. Dann Zugmaschinen mit gummibereiften Anhängern dran. Bunt gedrängt saßen Männer und Frauen auf den Anhängern, winkend.

Dazwischen hin und wieder eine Musikgruppe mit Trompeten und Posaunen: Täääterä-täää! Die Pferde trugen farbige Ohrenmützchen. Mit einem Stoffband um den Hals herum befestigt. Dann konnten die Mützchen nicht herunterfallen. Eigenartigerweise behielten die Pferde die Ruhe. Waren da vielleicht Ohrenstopfen in ihren Kopfbedeckungen?

Auf den Anhängern mit den Gummireifen saßen vielleicht die wichtigsten Leute drauf. Die wurden da oben nicht so durchgeschüttelt. Da ein Lkw! War auf der geschmückten Ladepritsche nicht eine Weinkönigin zu sehen? Oder eine Erntekönigin?

Große Firmen aus Kirn und Umgebung ließen ihre Fahrzeuge mit im Festzug fahren. Das machten die nicht ungern, denn da standen ihre Namen drauf."



Amtsbürgermeister Wilhelm Dröscher (rechts auf dem Motorrad) hatte die „Zugaufsicht". Links im Hintergrund Bombenruinen aus dem Zweiten Weltkrieg. Fundstelle: Manuskript Schlarb

Postkutsche und Biedermeier-Szene beim Festumzug. Bildgeber: Stadtarchiv Kirn

Natürlich wirkten bei diesem Festzug auch Trachtengruppen mit. Wieder Manfred Schlarb:

„Umeinander herumtanzend legte eine Trachtengruppe Stoffbänder um einen langen Stock herum. Das ergab ein buntes Muster. Mal ein einfaches, mal ein kompliziertes. Dann lief das Ganze wie in einem Film rückwärts. Da hieß es für die Tänzer: aufpassen! Wenn die Bänder wieder entwirrt waren, konnte der Reigen von neuem beginnen."

Die Leitung des Festzuges hatten zwei bekannte Kirner inne: Künstlerischer Leiter war der Akademische Maler **Fritz Becker**, die organisatorische Leitung oblag **Wilhelm Dröscher**, damals mit 28 Jahren schon Amtsbürgermeister von Kirn-Land! Über ihn und seine Rolle bei dem Festzug schreibt Schlarb:

„Dröscher hatte die Dörfer rings um Kirn zu verwalten. Da war ja viel zu tun, Straßen und Wasserleitungen in Ordnung bringen usw. Und sich mit den ehrenamtlichen Ortsbürgermeistern einig werden, wenn Geld in Kindergärten und Landschulen investiert werden musste. Vier Jahre nach dem Krieg fehlte es ja noch an Vielem. Wilhelm Dröscher, ein Mann mit Einsatzwillen. Das wurde weithin anerkannt und brachte ihn später politisch weit voran (bis hin zum Landesvorsitzenden und Bundesschatzmeister der SPD / U. H.).

Beim Heimatfest 1949 kurvte er mit seinem Motorrad herum, von vorn nach hinten, von hinten nach vorn. Wie ein Schäferhund um die Herde! Damit alles in Ordnung ging. Wahrscheinlich musste vorher alles mit den Franzosen abgestimmt werden.

Übrigens: Erstaunlich offenen Unmut über die noch bestehende Besatzung zeigten dagegen die Winzer mit einem besonderen „Motto"-Wagen. Da stand nämlich drauf, dass 92 Prozent der Weinernte an die Franzosen abgegeben werden mussten. Und den Winzern selbst nur acht Prozent zum Verkauf verblieben. Das war kein Zustand! Ein Jahr nach der Währungsreform, wo soviel Geld verloren worden war."

Ein Wort noch zu den vielen Zuschauern! In einer Nachbetrachtung zu dem Fest, veröffentlicht im Mitteilungsblatt der Kirner Ortsgruppe des MoHoHu, hieß es dazu: *„Diverse* **Plan- und Sonderzüge** *sowie sonstige Fahrgelegenheiten hatten* **tausende und abertausende Besucher** *nach Kirn gebracht. Sie alle kamen bei dem Vorbeimarsch des Festzuges aus dem Staunen und Bewundern nicht heraus. Nicht anders erging es auch den Ehrengästen auf ihrem ‚Hochsitz' (also Podest / U. H.). An ihrer Spitze standen der Herr* **Regierungspräsident Dr. Sommer** *sowie von der Militärregierung* **Capitaine Serret** *in Vertretung von Herrn Oberst Vallat."*

Nach dem Umzug fand im Zelt auf der Kyrau eine **„Festfeier"** statt, in deren Mittelpunkt Tanzdarbietungen verschiedener Trachtengruppen standen. Nach einem **Frühschoppen** klang am Montagnachmittag das Fest in *„zwangloser Runde"* aus.

Wie aber konnte ein solch umfangreiches Fest unter den damaligen Umständen überhaupt finanziert werden? Unterstützt wurde die Veranstaltung einmal durch „Sponsoren", wie man heute sagen würde, also durch die sehr zahlreichen Anzeigen meist Kirner Geschäfte und Firmen in der Festschrift. Eine weitere Finanzquelle ergab sich durch den Verkauf von Festplaketten zu einer D-Mark (das war damals durchaus ein Betrag!) an die vielen Besucher. Hinzu kam die Unterstützung vieler ehrenamtlicher Kräfte und natürlich das unentgeltliche Mitwirken der Festzugteilnehmer.

V. Das Heimatfest im Spiegel des vierten Nachkriegsjahres

„Hurra wir leben noch!" und *„Es geht wieder bergauf!"* So könnte man die Grundstimmung beschreiben, die zweifellos über diesem Heimatfest gelegen hat. Nach den Schrecken des Krieges und der Not der ersten Nachkriegsjahre zeigte sich auch und gerade rund um dieses Heimatfest wieder Lebensfreude und Zuversicht. Dazu noch einmal die erwähnte Festschrift:

„Wir wollen und dürfen die zurückliegenden Zeiten nicht vergessen, Aber wir haben alle Veranlassung, trotzdem unbeschwert in die Zukunft zu schauen, wenn auch noch Sorgen und Nöte uns bedrücken!"

Diese beiden Sätze spiegelten sicher auch das Lebensgefühl wider, das die meisten (West-) Deutschen in diesem vierten Nachkriegsjahr trug. Zwar hatten durch die erwähnte Währungsreform vom 20. Juni 1948 zahllose Menschen ihr Geldvermögen eingebüßt. Aber nach Jahren der Inflation, des Mangels an fast allen lebensnotwendigen Gütern, verbunden mit dem berühmt – berüchtigten Schwarzmarkt, gab es jetzt endlich wieder eine harte Währung: die D-Mark! Zugleich war die staatliche Zwangsbewirtschaftung größtenteils aufgehoben worden und bald konnte man (zumindest theoretisch!) fast alles wieder kaufen. Dieser Wandel spiegelte sich übrigens auch in dem breiten Anzeigenteil der Festschrift wider. So finden wir hier schon erstaunlich viele Annoncen etwa von Lebensmittelgeschäften, Bäcker- und Metzgereien, Schuhgeschäften, Textilhäusern und einer Möbelschreinerei. Selbst Autohandlungen, ein Baugeschäft und eine Bausparkasse waren dort vertreten. Aber wir lesen hier auch den damals für die meisten Menschen sehr wichtigen Hinweis in der Anzeige einer Kohlenhandlung: *„Der nächste Winter kommt bestimmt!"* Auch das Angebot eines Kirner Beerdigungsinstituts, *„Ausgrabung und Heimholung gefallener Soldaten"* macht deutlich, dass im Sommer 1949 bei weitem nicht alle Nachkriegsprobleme überwunden waren.

Allerdings stellt sich angesichts all dieser Angebote dem Historiker eine Frage: Wer sollte das damals alles kaufen bzw.: Wer konnte das überhaupt bezahlen? Denn das Geld war bekanntlich für die allermeisten Deutschen noch sehr knapp!

Konkret: Bei der erwähnten Währungsreform wurden die Sparvermögen von Millionen Deutscher im Verhältnis 10 zu 1 entwertet. Ein Beispiel: Von einem damaligen Sparguthaben, von 5000 alter Reichsmark waren jetzt gerade mal 500 neue D-Mark übrig geblieben. Die „restlichen" 4500 Mark waren also für immer verloren!

Die (noch sehr niedrigen) Löhne und Renten wurden jedoch weiterhin im Verhältnis eins zu eins ausbezahlt. Auch Sachwerte wie Immobilien und Grundbesitz waren ebenso wie Betriebsvermögen, also Fabriken, von der Abwertung nicht betroffen, was deren Besitzern jetzt einen beträchtlichen Startvorteil verschaffte. Trotzdem: Selbst mit einem *„Startgeld"* von 40 beziehungsweise 60 D-Mark, das jeder Deutsche in den Westsektoren 1948 auf die Hand bekam, ließen sich auch damals keine großen Sprünge machen.

Mit anderen Worten: Stand **vor** der Währungsreform einer durch Inflation aufgeblähten Geldmenge ein sehr knappes Warenangebot gegenüber, so war es **jetzt** geradezu umgekehrt. Denn nun stand einer breiten Palette von (oft „vorsorglich" gehorteten) Waren und Dienstleistungen eine noch sehr geringe Kaufkraft jedenfalls der Durchschnittsbevölkerung gegenüber. Nicht umsonst wurde damals der weit verbreitete Kölner Karnevalsschlager gesungen:

„Wer soll das bezahlen, wer hat das bestellt?
Wer hat so viel Pinke, Pinke, wer hat so viel Geld?"

(Schluss folgt).

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).

Nummer 10/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

„Hurra, wir leben noch!“

Das Kirner Heimatfest 1949 – eine regionale Großveranstaltung im Spiegel des vierten Jahres nach dem Zweiten Weltkrieg

VON DR. ULRICH HAUTH, KIRN

Reich geschmückter Festwagen. Fundstelle: Manuskript Schlarb

(Schluss)

Bei dem Kirner Heimatfest von 1949 zeigte sich: Die nach dem Zweiten Weltkrieg weithin pessimistische Grundstimmung der westdeutschen Bevölkerung wandelte sich immer deutlicher hin zu mehr Zuversicht und Optimismus.

Diese Tendenz wurde übrigens auch in einer Sonderausgabe der „Kirner Zeitung“ ersichtlich, die zur Kirmes im August 1949, also unmittelbar nach dem Heimatfest, erscheinen **konnte**.

„Konnte“ deshalb, weil die Zeitung, wie alle Publikationen in der bald danach französisch besetzten Zone bei Kriegsende zunächst eingestellt wurde. Danach aber erhielt die Verlegerin unserer Zeitung Lieselotte Simon-Föhlinger von der Besatzungsbehörde zunächst keine Drucklizenz. Die Pressepolitik der Franzosen lief nämlich darauf hinaus, nur wenige Regionalzeitungen zu lizenzieren. Dazu gehörten die *„Rhein-Zeitung“* in Koblenz, der *„Trierische Volksfreund“*, die *„Rheinpfalz“* aus Ludwigshafen und die *„Allgemeine Zeitung“* in Mainz. Diese wenigen Regionalzeitungen ließen sich natürlich leichter kontrollieren bzw. zensieren als eine Vielzahl lokaler Blätter.

Zurück zur Kirner Zeitung: Ab 1948 konnte sie immerhin als zweiwöchentliches Anzeigenblatt erscheinen. Jedoch erst ab dem 11. Oktober 1949, als nach Gründung der Bundesrepublik die allgemeine Pressefreiheit wieder hergestellt worden war, erschien auch die Kirner Zeitung wieder täglich. (Sie existierte übrigens noch bis zum Dezember 2012, also insgesamt 150 Jahre. Danach wurde sie in den *„Oeffentlichen Anzeiger“* Bad Kreuznach integriert.)

Jedenfalls wurde in jener Sonderausgabe vom August 1948 ein umfangreicher Artikel mit der schon richtungsweisenden Überschrift *„Das neue Gesicht unserer Stadt“* veröffentlicht. Darin ging es besonders um den Wiederaufbau der teilweise zerstörten Kirner Innenstadt sowie das Aufblühen von Handel und Gewerbe:

„So entfaltete sich vor dem im Eiltempo nahenden Termin (des Heimatfestes / U. H.) auf allen Gebieten hier eine rege Tätigkeit. Fast überall wurden noch verbliebene Trümmer beseitigt, Hausfronten ausgebessert, vervollständigt oder gar neu gestaltet, soweit es eben die Verhältnisse gestatteten[...]. Und am Vorabend des großen Geschehens (also des Festes) war unsere Stadt bereits ein Schmuckkästchen geworden.“

Gerade der letzte Satz war angesichts der damals auch hier noch lange nicht überall beseitigten Kriegsschäden (verbunden mit akuter Wohnungsnot!) mit Sicherheit übertrieben. Dennoch strahlt der ganze Artikel eine durchgängig optimistische Grundstimmung aus. Bezeichnenderweise konnte schon kurz nach dem Heimatfest auch die erste Kirner Kirmes nach dem Krieg gefeiert werden. Und schon im Februar 1949 hatte Bürgermeister Reidenbach festgestellt: *„Jeder Verein glaubt, unbedingt seine eigene Fastnachtsfeier abhalten zu müssen.“*

Hinzu kam jetzt noch eine andere Entwicklung: Nach **Gründung der Bundesrepublik** durch die Annahme des Grundgesetzes und der Wahl der ersten Bundesregierung unter Konrad Adenauer traten die drei westlichen Besatzungsmächte einen Großteil ihrer bis dahin fast uneingeschränkten Rechte und Machtbefugnisse an den neu gegründeten Staat und seine Behörden ab. Die Westdeutschen waren jetzt also Bundesbürger und nicht mehr *„die Eingeborenen von Trizonesien“* (also der drei Westzonen), wie es noch 1948 in einem anderen Karnevalsschlager ironisch-humorvoll besungen wurde.

In unserem Fall bedeutete das, dass jetzt nicht mehr jede größere Veranstaltung von der französischen Ortskommandantur genehmigt werden musste, zumal sich diese bald auch aus Kirn ganz zurückzog. Solche Gesuche waren vor allen Dingen in der Anfangszeit eine oft schwierige Prozedur, wie sich alte Kirner Zeitzeugen später erinnerten.

Ein weiterer Aspekt, der gerade auch bei diesem Fest zutage trat, war die enge **Verbundenheit zur Heimat**, die damals die Menschen gerade im ländlichen Raum pflegten. Gustav Zimmermann hat diese Grundhaltung in seiner erwähnten Festrede wie folgt fokussiert: *„Heimat ist Glaube und Liebe, ist Morgenrot und Abendgold, ist Schicksal und Geschichte, ist Singen und Klingen [...] (Das) möchten wir hinausjubeln in die Gotteswelt!“*

EHRENAUSSCHUSS

Herr Justiz- und Kultusminister Dr. jur. Süsterhenn
Herr Regierungspräsident Dr. Sommer, Koblenz
Herr Regierungspräsident, Staatssekretär Dr. Steinlein, Trier
Herr Freiherr von Rennenberg, Gut Arienheller
Herr Landrat Gräf, Kreis Kreuznach
Herr Landrat Goebel, Kreis Simmern
Herr Landrat Heep, Kreis Birkenfeld
Herr Bürgermeister Reidenbach, Kirn
Herr Rektor i. R. Politz (Verein Mosel, Hochwald u. Hunsrück)
Herr Rudolf Drescher, Kirn
Herr Erster Staatsanwalt a. D. Zimmermann Bensheim/Bergstraße
Herr Museumsdirektor Geib, Bad Kreuznach
Herr Lehrer i. R. Ohlmann, Bad Kreuznach
Herr Weingutsbes. Thanisch (Verein Mosel, Hochw. Hunsr.)
Herr Pfarrer i. R. Lengler, Birkenfeld
Herr Pfarrer Wenzel, Kirn
Herr Pastor Schmitz, Kirn
Herr Rechnungsrat a. D. Wönn, Kirn
Herr Nikolaus Reichard, Kirn
Herr Ferd. Georg Doerr, Kirn

Ehrenausschuss des Kirner Heimatfestes von 1949.
Fundstelle: Festschrift zum Kirner Heimatfest 1949

Heutigen Ohren werden diese Sätze wohl zu pathetisch klingen. Aber sie entsprachen dem damals (noch) weit verbreiteten Zeitgeist, gerade im deutschen Bürgertum.

Noch stärker als heute wurde damals auch die **Geselligkeit** gepflegt. Das wird in der Beteiligung so vieler Vereine an dem Heimatfest beziehungsweise dem Umzug deutlich. In einer Zeit ohne stets neue „Events", von Fernsehen oder gar Internet und Smartphone ganz zu schweigen, war das für viele Menschen eine wichtige Abwechslung in ihrem Nachkriegsalltag.

Eine Zeitzeugin, in diesem Fall die Mutter des Verfassers, hat das später einmal so ausgedrückt: *„Die Leute hatten einfach Nachholbedarf. Sie wollten endlich mal wieder richtig feiern!"*

Schließlich fallen dem Betrachter die vielen **jungen Menschen** auf, die sich in Gruppen oder Vereinen gerade an dem Festzug beteiligten. Dieser Aspekt ist insofern interessant, als heutzutage viele Vereine (nicht nur in Kirn) von Mitgliederschwund und sogar vom Aussterben bedroht sind, einfach weil der Nachwuchs fehlt!

Schlussbemerkung

Um jetzt aber nicht allzu sehr in nostalgische Verklärung zu verfallen, (nach dem Motto: "Früher war alles besser!") seien mir fünf abschließende Bemerkungen erlaubt:

1. Natürlich gibt es auch heute (nicht nur in unserer Region) eine Verbundenheit vieler Menschen zu ihrer Heimat. Und natürlich werden auch heute noch Feste mit mehr oder weniger großen Umzügen gefeiert, wie etwa der Meisenheimer Festzug zum 700. Stadtjubiläum im Juli 2015 beweist.

2. Zudem hat der Mythos *„Heimat"* inzwischen wieder eine allgemeine Renaissance erfahren. Dazu haben nicht zuletzt auch die bekannten Filme des gebürtigen Hunsrückers Edgar Reitz beigetragen.

3. Dass ein regionaler Wanderverein wie der MoHoHu, also der heutige Hunsrückverein, mit immerhin (noch) etwa 2500 Mitgliedern in 19 Ortsgruppen heuer sein Jubiläum zum 125-jährigen Bestehen feiern kann, spricht allein schon für sich!

4. Noch einmal: Natürlich waren die damals noch vorherrschenden Lebensverhältnisse sehr bescheiden! Sie sind also nicht mit der Wohlstandsgesellschaft zu vergleichen, die heutzutage den meisten Deutschen (aber **nicht allen!**) einen Lebensstandard ermöglicht, von dem im Sommer 1949 allenfalls zu träumen war.

5. Umso erstaunlicher ist es dann, wie unter solch bescheidenen Umständen ein so großes Fest in einer kleinen Stadt überhaupt realisiert werden konnte! Und nicht zuletzt: Ebenso bemerkenswert sind die vorherrschende Lebensfreude und der Lebensmut, welche bei den meisten Teilnehmern des Kirner Heimatfestes (wieder!) zu beobachten waren.

Auch daran sollte man vielleicht heutzutage ab und zu denken. Gerade in Deutschland, wo bekanntlich oft genug zwar „auf hohem Niveau", aber in pessimistischem Grundton über die Zustände hier und in der Welt gejammert und geklagt wird („German Angst").

Aber das ist wieder eine ganz andere Geschichte!

Literaturverzeichnis

„Trachten- und Heimatfest in Kirn a. d. Nahe / 30. Juli bis 1. August 1949", Festschrift, bearbeitet von Karl Fahr und Hans Ihme. Hrsg. von der Ortsgruppe Kirn des „Vereins für Mosel, Hochwald und Hunsrück", Kirn 1949.

„Erinnerungen an das Trachten- und Heimatfest in Kirn." In: Mitteilungsblatt des Hunsrückvereins, Ortsgruppe Kirn, Nr. 4 / September 1949.

„Kirner Zeitung" Einmalige Sonderausgabe vom 12. August 1949 (u. a. mit dem Abdruck des Festvortrages von Gustav Zimmermann auf dem Heimatfest).

Manfred Schlarb: „Erinnerungen an Kirn/ Als wir in der Obersteiner Straße wohnten" 1949–1954. Unveröffentlichtes Buchmanuskript (Stromberg 2014), hier Seiten 63 –72.

Ulrich Hauth: „Fernweh ist ein Weh wie viele – Heimweh schmerzt wie keines" – Das große Kirner Heimatfest des MoHoHu 1929. In: 125 Jahre Hunsrückverein – Jahrbuch 2015, Seiten 87–93.

„100 Jahre Hunsrückverein 1890 – 1990". In: Hunsrückverein – Jahrbuch 2015. Hier sind auf den Seiten 2 bis 36 zahlreiche Dokumente aus der Geschichte des Hauptvereins veröffentlicht.

Ulrich Hauth: „Die Stadt Kirn und ihr Umland", Bad Kreuznach 2005.

Ein besonderer Dank gilt an dieser Stelle Herrn Günter Weber, ehemals langjähriger Zweiter Vorsitzender des Hunsrückvereins (Hauptverein) und Erster Vorsitzender der Ortsgruppe Kirn. Neben wertvollen Hinweisen stellte er mir verschiedene Unterlagen des Vereins zur Verfügung.

Auch ein Gambrinus auf dem Motivwagen der Kirner Brauerei durfte im Festzug nicht fehlen.
Bildgeber: Stadtarchiv Kirn

Neu auf dem Büchermarkt der Heimat

VON DR. HORST SILBERMANN, BAD KREUZNACH

Meisenheim im 17. Jahrhundert. Ausschnitt aus dem Kupferstich von Matthäus Merian (1645).
Fundstelle: Udo Salomon, Meisenheim, 2015, Seite 88

Im laufenden Jahr sind zum Nahe-Hunsrück-Raum zwei überaus (ge)wichtige Veröffentlichungen erschienen, die nachfolgend vorgestellt werden.

Udo Salomon: „Meisenheim. Eine kleine Stadt und ihre Bewohner in den Spannungsfeldern der europäischen Geschichte“ herausgegeben von der Stadt Meisenheim am Glan. Erste Auflage. Meisenheim 2015. Verlag Matthias Ess, Bad Kreuznach. 561 Seiten. ISBN: 978-3-945676-01-1. Preis: 19,80 €. Erhältlich im Buchhandel.

Zu Beginn seines Geleitwortes (Seite 5) schrieb der seinerzeitige Meisenheimer Stadtbürgermeister Werner Keym: „Dies ist ein großartiges Buch.“ Dieser Bewertung kann auch der Rezensent fast uneingeschränkt zustimmen und auch die kleineren kritischen Bemerkungen, die sich im Folgenden finden, können ihr keinen nennenswerten Abbruch tun.

Der Autor entstammt keineswegs der Stadt Meisenheim oder der Glan-Region, sondern er ist 1944 in Schlesien geboren und lebt seit 1967 in Hamburg, wo er von 1974 bis 2008 Gymnasiallehrer war. Wie er dennoch zu einer intensiven Beschäftigung mit der Meisenheimer Geschichte kam, erklärt er auf sympathische Weise in seinem Vorwort (Seite 6 ff.).

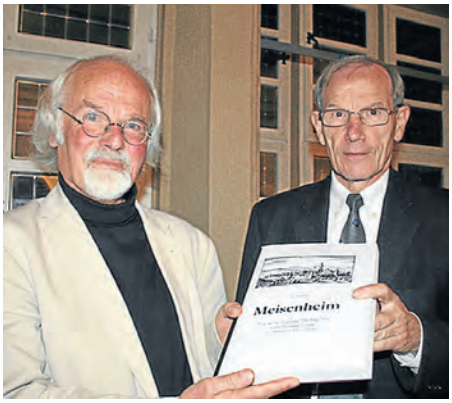
In 17 Kapiteln gibt Salomon nicht nur eine chronologische Übersicht über die Geschichte Meisenheims von der keltisch-römischen Zeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, sondern ist nach eigener Aussage (Seite 7) gleichzeitig darum bemüht, „das Spannungsfeld zu beschreiben zwischen den Haupt- und Staatsaktionen der europäischen Geschichte einerseits, deren Auswirkungen in der kleinen Stadt und den Bemühungen ihrer Einwohnerinnen und Einwohner, damit fertig zu werden, andererseits [...].“ Auch wenn bisweilen der Eindruck entsteht, die Darstellung des überregionalen beziehungsweise internationalen Hintergrundes der lokalen Meisenheimer Ereignisse und Entwicklungen könnte zuviel Raum einnehmen, gelingt es dem Verfasser doch, den Spagat seiner Fragestellung zu bewältigen und dabei eine schier unübersehbare Fülle von Fakten zu verarbeiten.

Die Grundlage für Salomons Werk bildet in erster Linie die umfangreiche bisher erschienene Sekundärliteratur zur Geschichte Meisenheims, die er in einem 26seitigen Literaturverzeichnis (Seite 508 ff.) erfasst hat und in den seinem Text als Fußnoten beigegebenen Anmerkungen jeweils penibel nachweist. In der Einleitung zu seinem Buch führt der Autor auf den Seiten 13-19 zudem in die wichtigste „Meisenheimer Literatur“ ein. Als weitere ergiebige Quellen wurden die 1894 begründete Schulchronik der evangelischen Volksschule zu Meisenheim und die von 1864 bis 1980 reichenden Zeitungsjahrgänge des Allgemeinen Anzeigers ausgewertet.

Eigene Archivrecherchen hat der Autor nur im Landeshauptarchiv in Koblenz betrieben, dies aber zu einem besonders wichtigen Teil seines Buches, nämlich zur nationalsozialistischen Zeit. Darin, dass er diese (Seiten 334–412) und die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg (Seiten 413–493) für die Stadt Meisenheim erstmals differenziert und zusammenhängend dargestellt hat, liegt ein besonderes Verdienst von Salomons Arbeit. Ob ein Besuch im ebenfalls in Koblenz ansässigen Bundesarchiv zu den genannten Themenbereichen noch mehr Erkenntnisse gebracht hätte, sei dahingestellt.

Der Verzicht auf Recherchen im Landesarchiv Speyer, im Hauptstaatsarchiv München und im Staatsarchiv Darmstadt, wo umfängliche Quellenmaterialien zur veldenzischen, wittelsbachischen und hessen-homburgischen Zeit Meisenheims lagern, ist durchaus vertretbar, da diese Archivalien hinreichend in die vom Autor benutzte Sekundarliteratur eingeflossen sind.

Herrn Salomon ist es in souveräner Weise gelungen, weit verstreute Forschungsergebnisse zu allen Epochen der Meisenheimer Geschichte – namentlich auch zu Meisenheims großer Zeit im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit – zu einem Ganzen aus einem Guss zusammenzuführen. Herrschafts- beziehungsweise Verwaltungsgeschichte, die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung bilden dabei ebenso Schwerpunkte wie die Religions- und Kulturgeschichte der Stadt oder der tiefgreifende Strukturwandel im 20. Jahrhundert. Auch die Veränderungen des Stadtbildes, bau- und kunstgeschichtliche Aspekte finden angemessene Berücksichtigung.

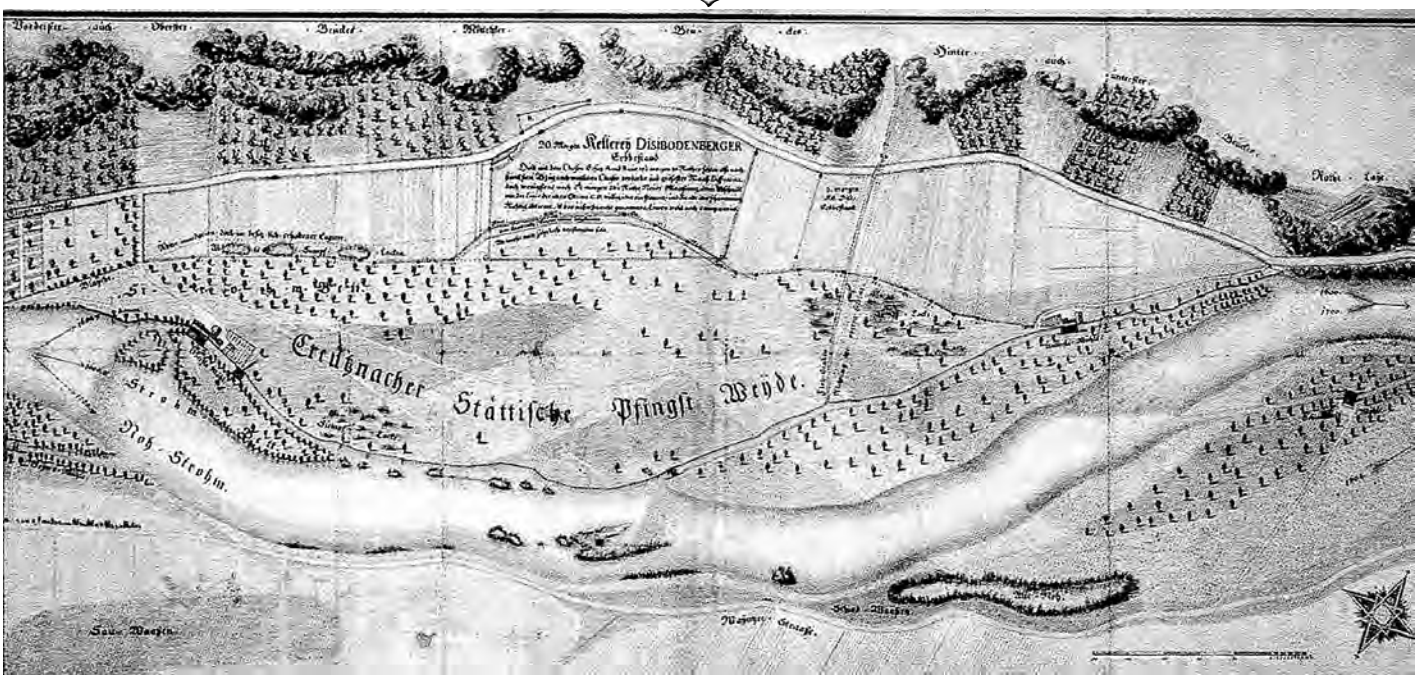


Der Historiker Udo Salomon (links) bei der Übergabe seines Buchtextes an den früheren Meisenheimer Stadtbürgermeister Werner Keym.
Foto: Klaus Dietrich, Oeffentlicher Anzeiger Kirn

Im Inhaltsverzeichnis sucht man allerdings vergeblich gezielte Hinweise auf zwei für Meisenheim einschneidende Vorgänge: den Übergang von der Landgrafschaft Hessen-Homburg an das Königreich Preußen 1866/67 und die Auflösung des Landkreises Meisenheim 1932. Ersterer versteckt sich unter der Überschrift „Achtzehnhundertachtundvierzig“ (S. 242), letztere ist hinter der Überschrift „Weltwirtschaftskrise und die Folgen“ verborgen (Seite 322).

Wissenschaftliche Solidität und schriftstellerische Qualität zeichnen das Buch aus. Sachliche Fehler sind dem Rezensenten, soweit er sich in der Materie auskennt, mit einer kleinen Ausnahme nicht aufgefallen. Die Wittelsbacher stellten nicht schon seit 1080, wie auf Seite 64 angegeben, sondern erst ab 1180 die Herzöge von Bayern. Das Nichtvorhandensein von Druckfehlern oder sonstigen formalen Schwächen verrät eine sorgfältige Korrektur, wie sie bei heutigen Veröffentlichungen leider nicht immer selbstverständlich ist.

Das Buch ist mit circa 40 schwarz-weißen und ca. 60 farbigen Abbildungen, worunter sich viele ansprechende Stadtansichten befinden, zureichend illustriert, doch könnten die Bilder etwas ausgewogener verteilt sein. So etwa findet sich ab Seite 160 eine 45-seitige „Bleiwüste“ und Seite 278 ff. eine solche von 40 Seiten. Das Abbildungsverzeichnis (Seite 534 ff.) kann im übrigen einen regulären und aus rechtlichen Gründen eigentlich erforderlichen Bildnachweis nicht ersetzen. Wertvoll sind zehn historische

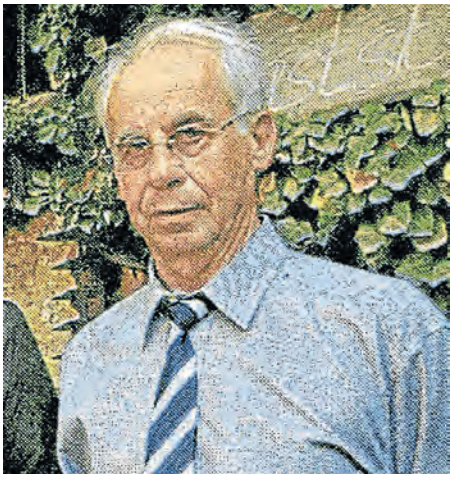


Die „Pfingstweide“ an der Nahe bei Kreuznach (1781).
Foto: Fundstelle: Peter Brommer, „An der Nahe und auf dem Hunsrück“, Koblenz 2015, Seite 456 (Landeshauptarchiv Koblenz, Bestand 702 Nummer 532)

Karten und eine Reihe von Tabellen, vornehmlich zu Wahlergebnissen.

Ein sorgfältig zusammengestelltes Personenregister erschließt das Werk und eine Zeittafel (Seite 554 ff.) ermöglicht in Verbindung mit der von Werner Keym und Günther Lenhoff erstellten Kurzübersicht über die Jahre 1990 bis 2014 (Seite 495 ff.) einen Schnelldurchgang durch die Meisenheimer Geschichte für die diejenigen Leser, die sich nicht in den gesamten Text des umfangreichen Werkes vertiefen wollen.

Die Bürgermeister der Stadt Meisenheim nach 1945 und ihre mit Ehrungen ausgezeichneten Bürger sind auf den Seiten 502 und 503 verzeichnet. Die liebevolle „Hommage à Meisenheim“ (Seite 504 ff.), die der frühere französische Austauschschüler Dominique Peccoud in Form eines Sonetts in französischer Sprache an die Glan-Stadt gerichtet hat, verleiht Salomons Werk nach den darin wiederholt angesprochenen Zeiten der Feindschaft und der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich einen Völker verbindenden Ausklang ganz besonderer Art. Eine deutsche Nachdichtung hat Richard Albert beigetragen.



Dr. Peter Brommer, der Bearbeiter der besprochenen Quellenedition. Foto: Charlotte Eberwien, Bad Kreuznach

Die Bürgerinnen und Bürger der Stadt Meisenheim und alle an ihrer Geschichte Interessierten dürfen sich glücklich schätzen, dass Udo Salomon ihnen rechtzeitig zum 700jährigen Jubiläum der Stadtrechtsverleihung am 22. März 2015 dieses grandiose Buch geschenkt hat. Es verbindet die Leidenschaft eines norddeutschen Freundes von Meisenheim für seinen Gegenstand mit dem kühlen Kopf des stets um Sachlichkeit und Objektivität bemühten Historikers und ganz sicher wird „Der Salomon“ auf lange Zeit für die Geschichte der Stadt Meisenheim das Standardwerk schlechthin sein und bleiben.

Peter Brommer: „An der Nahe und auf dem Hunsrück. Edition und Kommentierung der Beschreibungen des pfälzischen Oberamtes Kreuznach (1601 und 1772 / ca. 1775) und des badischen Oberamtes Kirchberg (1766 und 1772)“, Koblenz 2015 (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, Band 120, herausgegeben von Elsbeth Andre), 714 Seiten. ISBN: 978-3-931014-94-0. Preis: 49 Euro. Erhältlich im Buchhandel und beim Landeshauptarchiv Koblenz, Karmeliterstraße 1/3, D-56068 Koblenz.

Peter Brommer, der frühere Leiter der Abteilung “Historisches Archiv und Nichtstaatliches Archivgut“ des Landeshauptarchivs Koblenz ediert in seinem neuesten Buch mit den oben genannten Oberamtsbeschreibungen vier Quellen, die für die Geschichte des Nahe-Hunsrück-Raumes im 17. und 18. Jahrhundert von herausragender Bedeutung sind. Zu den Texten gibt Bronner einführende Informationen zu Auftrag, Anlage und Aufbau (entfällt beim vierten Text wegen dessen geringen Umfangs) sowie zu Überlieferung und Textgestaltung. Die jeweils darauf folgenden Texteditionen sind in einem umfangreichen Anmerkungsapparat kommentiert mit Verweisen auf (teils weit verstreut, so beispielsweise in Wien aufgefundene) Archivalien und heimatwissenschaftliche Literatur zum Nahe-Hunsrück-Raum, die in einem umfänglichen Literaturverzeichnis (Seiten 599–661) erfasst ist.

Warum dort der vorzügliche Beitrag „Die Wirtschaft des Kreises Kreuznach vor 1815“ von Hans Forster in der von Brommers früherem Koblenzer Kollegen Kurt Becker herausgegebenen „Heimatchronik des Kreises Kreuznach“ (Köln 1966, Seiten 209–274) fehlt, bleibt allerdings unerfindlich. Gleiches gilt für die Dissertation des Rezensenten (Horst Silbermann: Die wirtschaftliche Entwicklung des unteren Nahegebietes im 18. Jahrhundert, Bad Kreuznach 1980, = Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach, Band 8). Beide Arbeiten beschäftigen sich auch mit der Zeit, zu der die Beschreibung des Oberamtes Kreuznach von 1772 wichtige Informationen liefert. Für letztere war diese Oberamtsbeschreibung eine der wichtigsten Quellen und sie nimmt auf circa 35 Seiten darauf Bezug.

Brommers Edition wird durch einen differenzierten Orts- und Personenindex (Seiten 662–714) gut erschlossen. Hinzu kommen zahlreiche interessante, meist bisher nicht veröffentlichte Abbildungen, die überwiegend dem Kartenbestand des Landeshauptarchivs Koblenz entstammen.

Insgesamt macht Brommers überaus solides Werk die darin edierten Quellen zum Nahe-Hunsrück-Raum nicht nur leichter zugänglich, sondern es dürfte nicht zuletzt wegen der sorgfältigen und ergiebigen Kommentierung zukünftig vielfältige neue, vornehmlich territorial-, wirtschafts- und ortsgeschichtliche Arbeiten zu diesem Raum anregen.

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).

Nummer 11/2015

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

„In unserem Haus befinden sich insgesamt sieben Erwachsene und neun beziehungsweise im Herbst zehn Kinder“

Wohnraumbewirtschaftung nach 1945 im Landkreis Bad Kreuznach

VON RAINER SEIL, BAD KREUZNACH

Einleitung

Das Jahr 1945 endete – abgesehen vielleicht vom Dreißigjährigen Krieg – in Europa mit einer beispiellosen Katastrophe. In jeder Hinsicht war ein Neuanfang vonnöten. Das galt für sämtliche Lebensbereiche in einem Land, das nach der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches am 7. beziehugsweise am 8. Mai jenes denkwürdigen Jahres in vier Besatzungszonen eingeteilt worden war.

Aufgrund ihrer grenznahen geografischen Lage weit im Westen des Deutschen Reiches waren schon ab 1942 die Städte Trier und Mainz von britischen Bombern angegriffen worden. Weitere Luftangriffe sollten noch folgen. In der Zeit vom 7. Oktober 1944 bis zum 14. März 1945 war Bad Kreuznach acht Bombenangriffen ausgesetzt.[1] Nach W. VOGT kam es schon am 22./23. Oktober 1941 zu den ersten Bombenangriffen auf die Kreisstadt.[2]

Nach der bedingungslosen Kapitulation lagen die größeren Städte im späteren Rheinland-Pfalz weitgehend in Trümmern. Bad Kreuznach wies ebenfalls hohe Zerstörungsgrade auf, insgesamt 54 Prozent. Lediglich noch 47 Prozent des Wohnraums und 34 Prozent der gewerblichen Gebäude hatten keine Schäden davongetragen.[3] Die alliierten Bombenangriffe konzentrierten sich vor allem auf Groß- und Mittelstädte. Nach deutschen Quellen waren dort 45 Prozent der Gebäude völlig und 45 Prozent teilweise vernichtet. Bei Ortschaften unter 10 000 Einwohnern waren die Wohnverhältnisse noch zu 90 Prozent intakt.[4] Auf die Situation im Kreis Bad Kreuznach übertragen bedeutete dies: Bad Kreuznach mit über 50 Prozent Kriegszerstörung lag schon über dem statistischen Mittel. Die Kurstadt Bad Münster am Stein war mit 80 Prozent Kriegsschäden bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in dieser Hinsicht nur noch mit dem bis 1969/70 zum Kreisgebiet gehörenden Bingerbrück vergleichbar.[5] Doch auch manche Dörfer im Kreisgebiet erlitten in den letzten Kriegsmonaten noch schwere Schäden, darunter Eckweiler, Hundsbach, Weitersborn, Volxheim, Hargesheim, Spabrücken und andere mehr. Bei Kriegsende waren in Sobernheim 46 Wohnungen völlig zerstört, 122 beschädigt und damit unbewohnbar. In Kirn waren 39 Wohnungen und Geschäftshäuser zerstört, 75 waren schwer und 116 leichter beschädigt.[6]

Von 1945 bis zur Gründung des Landes Rheinland-Pfalz 1947

So stellte sich in groben Zügen die geradezu aussichtslos erscheinende Situation unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg dar. Es fehlte überall an Wohnraum. Gleichwohl wurde ermittelt, dass zumindest in der Französischen Zone noch etwa 75 Prozent der Gebäude den Krieg überstanden hatten. In der Amerikanischen Zone waren es nur 65 Prozent, in der dicht besiedelten Britischen Zone aufgrund der hohen Besiedlungsdichte (Ruhrgebiet, Köln, Düsseldorf, Hamburg und so weiter) nur noch 43 Prozent.[7]

Es waren völlig verschiedene, zum Teil konkurrierende Personengruppen gleichermaßen von der späteren Wohnraumbewirtschaftung betroffen: Dazu zählten unter anderem „Fliegergeschädigte“ (ausgebombte Einheimische, Evakuierte aus anderen Regionen), deutsche Kriegsgefangene und Spätheimkehrer, Kriegsgefangene anderer Nationen, Angehörige von Besatzungstruppen, Kriegsversehrte, später Heimatvertriebene aus den deutschen Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße sowie Flüchtlinge aus der späteren DDR (damals im Westen häufig als „SBZ“ beziehungsweise „Ostzone“ bezeichnet) sowie sogenannte „Displaced Persons“. Der Begriff „Displaced Person“ (DP) wurde vom Hauptquartier der alliierten Streitkräfte (Supreme Headquarters Allied Expeditionary Forces, SHAEF) geprägt und meinte eine „Person, die nicht an diesem Ort beheimatet ist“. Es handelte sich dabei vor allem um Zwangsarbeiter und Zwangsverschleppte der NS-Herrschaft. Die alliierten Armeen gingen

Die Bad Kreuznacher Innenstadt 1955 (Kreuzung von Mannheimerstraße und Salinenstraße mit Salinenplatz). Bildgeber: Kreismedienzentrum Bad Kreuznach

1944 von 11,3 Millionen DPS aus.[8] Das Chaos konnte nach 1945 und unmittelbar danach nicht größer und unüberschaubarer sein. Allein im heutigen Rheinland-Pfalz fehlten am Kriegsende 300 000 Wohnungen für etwa eine knappe Million Einwohner.[9] Zudem hatten von den noch intakten Gebäuden amerikanische und später französische Angehörige der Besatzungstruppen Wohnraum zur Unterbringung ihres Personals beschlagnahmt.

Gleichwohl wird bei der Betrachtung dieser deprimierenden Ausgangslage geflissentlich übersehen, dass nicht erst **nach**, sondern schon **vor** dem Ende des Zweiten Weltkriegs Wohnraum knapp war, wovon auch die überwiegend ländlich geprägte Region um Bad Kreuznach stark betroffen war. Spätestens nach der verlorenen Luftschlacht um England konnte die Royal Air Force ihre Luftangriffe auf das Deutsche Reich verstärken, wodurch vor allem zunächst der Westen des Deutschen Reiches (Ruhrgebiet, Köln, Duisburg) betroffen war.

Während des Jahres 1943 erreichte der Luftkrieg mit dem „Kampf um die Ruhr“ sowie mit den Angriffen auf Hamburg und Berlin einen ersten Höhepunkt, wenngleich 85 Prozent der übrigen Luftangriffe auf das Deutsche Reich auf den Zeitraum von Januar 1944 bis Kriegsende entfielen.
Schon am 27. Februar 1943 erließ der Reichstag eine Wohnraumlenkungsverord-

nung (WrLVO, RGBl. I 1943, Seite 127). Am 21. Juni folgte eine Verordnung zur Wohnraumversorgung der luftkriegsbetroffenen Bevölkerung.

Den Ortschaften auf dem Gebiet der heutigen Verbandsgemeinde Rüdesheim wurden nach den schweren Luftangriffen zunehmend „Fliegergeschädigte" aus Köln, Düsseldorf, Duisburg, Essen und so weiter zugewiesen. Aufgrund der ständigen Luftangriffe auf die Kreisstadt vornehmlich in der Endphase des Zweiten Weltkriegs wurden Anfang 1945 zahlreiche Einwohner aus Bad Kreuznach evakuiert und in den Dörfern der nahen Umgebung untergebracht. Teilweise waren sie mit ihren Angehörigen und wenigen Habseligkeiten selbst geflohen.[10] Einen Sonderfall der Evakuierten stellten Geflohene aus Luxemburg und dem Raum Trier-Saarburg dar. Letztere Region gehörte zur „Roten Zone". Diese umfasste ein 400 km langes und etwa zehn Kilometer breites Freimachungsgebiet entlang der deutsch-französischen Grenze.

Die amerikanischen Truppen hatten in der Zeit vom 16. bis 18. März u.a. den Landkreis Bad Kreuznach besetzt. Schon im Mai 1945 wurde begonnen, einen Teil der Evakuierten wieder in ihre Herkunftsorte zurückzuführen.[11]

Dies mag exemplarisch an drei Dörfern des Amtes Rüdesheim aufgezeigt werden: In **Gutenberg** (1939: 389 Einwohner)waren insgesamt 29 Personen untergekommen, davon 16 aus Luxemburg (Düdelingen, Dudelange), sechs weitere Evakuierte aus Saarburg, zwei aus Saarlouis („Saarlautern"), drei aus Ensdorf und zwei aus Saarbrücken. Das Dorf **Braunweiler** (1939: 441 Einwohner) nahm 42 Personen auf, davon 36 aus Luxemburg, sechs Personen kamen aus Trier, Schweich und Mechernich/Eifel. In **Hargesheim** (1939: 886 Einwohner) fanden 74 Personen vorübergehend eine Unterkunft. Sie kamen aus Saarbrücken (22 Personen), Kellerbach bei Saarbrücken (4), Hasslingen/Saar (4), Pirmasens (2), Niederleuken/Saarburg (3), Luxemburg (5), Hannover (8), Rheinhausen (3), Aachen (4), Köln (15), Essen (1) und Kaiserslautern (3).

Im Amt Rüdesheim hielten sich Anfang Mai 1945 verhältnismäßig viele Luxemburger auf. In Hargesheim waren es 29 Personen, in Braunweiler 11, in Niederhausen 60, in Norheim 13, in St. Katharinen 12, in Rüdesheim 11, in Gutenberg 16, in Hüffelsheim 54. Bis auf wenige Ausnahmen kehrten sie wieder in ihre angestammte Heimat zurück. Zum Rücktransport der Evakuierten nach dem Kreis Saarburg, ins Saargebiet und nach Luxemburg waren Sammeltransporte vorgesehen.

Die Freimachung von Wohnraum erfolgte bei den Hauseigentümern nicht immer freiwillig. Gelegentlich waren die Schreiben der übergeordneten Behörden drastisch formuliert, wie das Beispiel aus einer Mitteilung vom 24. September 1945[12] zeigt:

„Auf Anordnung des Herrn Militärkommandanten müssen bis heute 12 Uhr in Ihrem Hause zwei Zimmer für Frau H. frei gemacht werden. Sollte dieses bis zu diesem Zeitpunkt nicht geschehen sein, wird der hiesige Ortskommandant mit bewaffneten Soldaten die Wohnung frei machen. Es ist dann nicht ausgeschlossen, dass der Herr Militärkommandant das ganze Haus räumt."

Der Alliierte Kontrollrat hatte das Wohnungsgesetz Nr. 18 Artikel IV erlassen, in dem die Wohnungsbewirtschaftung vorgegeben und geregelt worden war. So heißt es in einem Schreiben vom 8. Januar 1946:

Dieses Plakat fand in der französischen Besatzungszone keine Zustimmung und musste auf Anordnung der Besatzungsbehörden unverzüglich wieder entfernt werden.

Fundstelle: Archiv der VG Rüdesheim, Bestand Rüd. 1 Fach 34 Nr. 15

„Durch den Tod der Geschwister U. ist in Rüdesheim im Hause des K. C. ein Zimmer freigeworden.[…] Ich bin Evakuierter aus Bad Kreuznach, Töpferstraße und wohne zur Zeit in Bockenau. Da mir der Weg als Schwerkriegsbeschädigter von Bockenau zur Reichsbahn nach Bad Kreuznach zu weit ist, muß ich meine Wohnung aufgeben. Ich bitte mir die Zustimmung zu der Anmietung der Wohnung in Rüdesheim zu erteilen."

Am 3. Juni 1946 schreibt Frau E. S.:

„Am 18.12.1944 wurde ich in Bingerbrück ausgebombt und kam nach Weinsheim. Dort fand ich bei K. W. Unterkunft in einem Zimmer. Ich war damals allein. Inzwischen sind mein Mann und zwei Kinder aus der Gefangenschaft zurückgekommen. Es ist nun ein unhaltbarer Zustand, daß wir vier Personen in dem einen Zimmer weiter hausen können."

Die Wohnraumsituation blieb angespannt. Ab September 1946 bestimmte im Amt Rüdesheim jeder Ortsbürgermeister eine aus „drei Köpfen bestehende Wohnungskommission". In einem diesbezüglichen Schreiben heißt es:"Die Wohnungsfrage wird jetzt, da das Problem der Ostflüchtlinge in aller Kürze akut wird, von größter Wichtigkeit. Um eine gerechte und auch schnelle Beschlußfassung zu gewährleisten, bitte ich nur die fähigsten Köpfe in diese Kommission zu berufen."

Von 1947 bis 1957 – Die ersten zehn Jahre des Landes Rheinland-Pfalz

Das am 18. Mai 1947 neu gegründete Bundesland Rheinland-Pfalz hatte einen schwierigen Start, nicht nur alleine aufgrund seiner Lage in der Französischen Zone. Auch schon früher befanden sich die darin zusammengefassten Gebiete im Deutschen Reich in einer eher peripheren Lage mit vergleichsweise wenigen Großstädten in einem überwiegend agrarisch strukturierten Raum. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg war dort der Wohnungsbau allgemein vernachlässigt worden. In den Kriegsjahren unterblieb er völlig. Auch wurde aus Geldmangel nicht in die vorhandene Bausubstanz (Wirtschaftskrisen, Inflation) investiert oder erneuert, was schon vorher Verfallserscheinungen an der Bausubstanz förderte.

Eine Dienstanweisung der Délégation Générale regelte für die Militärregierung seit dem 22. November 1947, „eindeutig" die Erteilung der Zuzugs- und Aufenthaltsgenehmigungen für das Land Rheinland-Pfalz.[13] Demnach mussten alle Personen, die am 1. September 1939, also am Tag des Kriegsausbruches, nicht im späteren Rheinland-Pfalz ihren ständigen Wohnsitz hatten, einen Aufnahme-Antrag stellen. Die Entscheidung darüber lag allein im Ermessen der französischen Militärbehörde.

Neben Ausgebombten und Kriegsheimkehrern spielten in Rheinland-Pfalz- wenn auch im Vergleich zu den anderen westlichen Besatzungszonen mit zeitlicher Verzögerung - zunehmend auch die erwähnten „Ostflüchtlinge" eine immer größere Rolle, eine Entwicklung, von der zunächst die britische und amerikanische Besatzungszone in weitaus größerem Umfang betroffen waren. Die französische Besatzungsmacht hatte sich anfangs dagegen gewehrt, Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten in ihrer Zone aufzunehmen.[14] Die Hauptlast der Aufnahme von Heimatvertriebenen, zuvor als Flüchtlinge bezeichnet, trugen zunächst Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern.[15] Die Aufnahme der Flüchtlinge gestaltete sich – so geht es aus den noch vorhandenen Unterlagen hervor – äußerst schwierig, auch im eher ländlichen Raum. Damit einher gingen häufig Beschwerden

seitens der Einheimischen, die teilweise selbst beengt wohnten. Es kam bei den Mietern auch zu häufigen Wechseln und Tausch. Wenn persönliche Antipathie und sonstige Animositäten hinzukamen, folgten nicht selten Prozesse beim Amtsgericht. Davon künden zahlreiche überlieferte Schreiben in den einschlägigen Akten. Das hing nicht nur mit der qualvollen räumlichen Enge und hoffnungslosen Überbelegung allgemein zusammen. Vor allem bei der Benutzung von Küche beziehungsweise Kochgelegenheiten und sanitären Einrichtungen ergaben sich – vor allem gegenüber Orts- und Landfremden – zwangsläufig zahlreiche Konfliktpotenziale, da die beengte Raumsituation die Privatheit störte. Aufgrund der Überbelegung zahlreicher zugewiesener Räume entwickelten sich neben persönlichen auch hygienische Probleme. Zudem fürchtete man Seuchen und Ansteckungen in einer Zeit, in der auch die allgemeine medizinische Versorgung mehr als notdürftig war. Erschwerend kam hinzu, dass sich noch zahlreiche Familien- und Wehrmachtsangehörige außerhalb von Rheinland-Pfalz befanden und sich bei ihrer Rückkehr in die angestammte Heimat zusätzlicher Eigenbedarf ergab.

Seit 1949 wurde mit der ersten Welle der Heimatvertriebenen und den damit verbundenen Umsiedlungen nach Rheinland-Pfalz nach Möglichkeiten gesucht, die große Wohnungsnot durch Bereitstellung zusätzlichen Wohnraums zu mindern. Dr. Schroth, Regierungsdirektor im Finanzministerium in Mainz, regte an, eine Kreissiedlungsgesellschaft Kreuznach GmbH ins Leben zu rufen. Das Gesellschafterkapital betrug 50 000 DM. Die Bilanzsumme stieg von 535 000 DM auf 16 966 000 DM im Jahre 1964.[16] Von Anbeginn lag ein Schwerpunkt der Förderung des Wohnungsbaues in der Unterstützung kinderreicher Familien, die aus eigener Kraft kein Eigenheim finanzieren konnten.

Der intensive Wohnungsbau stellte „ein Kernstück des Wiederaufbaus“[17]dar. Ab 1950 lief der Wohnungsbau in Rheinland-Pfalz verstärkt an. Bis 1954 investierte das Land in dieses ehrgeizige Projekt circa zwei Milliarden DM, von denen eine Milliarde auf den sozialen Wohnungsbau entfiel.

Wie unzureichend der zur Beschlagnahmung vorgesehene Raum war, erhellt der folgende Auszug aus einem Schreiben vom 10. Mai 1950:

„Ich hatte Ihnen am 13. März 1950 mitgeteilt betreffs der Flüchtlingseinweisung, daß ich nicht in der Lage stehe, solche Zuweisung aufzunehmen, denn meine Tochter steht vor ihrer Verheiratung. […] Ein Raum ehemals war […] das Schlafzimmer meines Großvaters. In demselben ist seit 1880 nichts mehr gemacht worden, denn wir brauchten ihn nicht, er ist in einem Zustand, daß er nur mit Vorsicht betreten werden kann.“[18]

Der Traisener Ortsbürgermeister, der auch gleichzeitig Sachbearbeiter des Wohnungsamtes für den Amtsbezirk Rüdesheim war, schätzte die Situation am 13. April 1950 folgendermaßen ein: *„Ich möchte sogar behaupten, daß die unmittelbar bei der Stadt Kreuznach gelegenen Gemeinden des Amtsbezirks in dieser Beziehung mehr in Anspruch genommen wurden als die übrigen Gemeinden im Kreise Kreuznach.“*

In Braunweiler sollten zwei Räume zur Unterbringung von Flüchtlingen abgegeben werden, was die Besitzer in einem Schreiben vom 22. Juni 1950 wie folgt kommentierten:

„Die vielen Vorratskammern und Fruchtstuben in den Häusern sind nun aber leider mal nicht mehr auf Dauer aufrechtzuerhalten, obwohl man sagen muss, daß unsere Bauernhäuser nie für Mietparteien oder Flüchtlinge eingerichtet waren.“

Auszugsweise heißt es in einem auf den 3. Juli 1950 datierten Schreiben aus Norheim[19]:

„Das Haus […] ist augenblicklich wie folgt aufgeteilt:

1. Meine Mutter mit zwei erwachsenen Töchtern (23 Jahre) hat eine Küche und ein Schlafzimmer, worin sie mit ihren beiden Töchtern schläft; allerdings können keine drei Bettstellen aufgestellt werden!

2. Meine Ehefrau und ich haben ein Schlafzimmer, ein Zimmer für die vier Kinder und eine Küche.

Wir haben also mit fünf Erwachsenen und vier Kindern (Junge 13 Jahre, Mädchen 11 Jahre, Junge 6 Jahre und ein Mädchen mit 4 Jahren) vier Räume und eine Küche.

3. Die Flüchtlingsfamilie hat mit sieben Personen (zwei Erwachsene und fünf Kinder, das sechste wird im September erwartet) drei Räume mit circa 37 Quadratmetern inne.

In unserem Haus, das nur (ein) 1 ½ Stock-Haus darstellt, befinden sich also insgesamt sieben Erwachsene und neun beziehungsweise im Herbst zehn Kinder.“

Bezüglich Rüdesheim geht aus einem Schreiben vom 11. November 1950[20] hervor:

„Herr Amtsbürgermeister [gemeint: Friedrich Hunzinger]! Dürfte man es Ihnen zumuten – sofern Sie noch eine fünfköpfige Familie [Bezug auf die Zuweisung einer fünfköpfigen Flüchtlingsfamilie] hätten, eine Wohnung zu beziehen, die 1. über einen unverschalten, mit Hohlziegeln bedeckten, unbeleuchteten Speicher wie der unsere führt? Außerdem erleben wir es jeden Winter bei Schneefall, daß der Speicher voller Schnee liegt, teilweise fußhoch.

2. Wände und Decken der Räume sind durch den Bombeneinschlag vom 9. Februar 45 und durch die Detonationen bei den Munitionssprengungen[21] derart gerissen und abgefallen, dass es einerseits lebensgefährlich ist und zum anderen sogar ein offener Riss in der Wand zu sehen.“

Wie prekär die Wohnraumsituation sich für die Heimatvertriebenen darstellte, zeigt das folgende Beispiel vom 13. September 1951:

„Ihnen ist meine Lage gut genug bekannt, und es wäre zu erwarten, dass einer Familie von vier Personen, welcher ein Raum von 13,5 qm zur Verfügung steht, geholfen werden muss.“

Es wurde praktisch jeder verfügbare Raum genutzt und zum Wohnraum umfunktioniert. Das konnten auch leerstehende Schulen, Rathäuser, selbst Ställe und Keller sein. Problematisch erwies sich auch die Lagermöglichkeit von Brennstoffen (zum Beispiel Holz) für Einheimische und Flüchtlingshaushalte, worauf zahlreiche Bedenken in den Schreiben Bezug nehmen.

Wie auch in anderen Bundesländern nahm die heimische Bevölkerung zum Teil eine abweisende Haltung gegenüber den Flüchtlingen ein, doch gab es auch Fälle von vorbildlicher Hilfe.

Fazit und Ausblick

Die vorstehenden Ausführungen erfassen vornehmlich den Zeitraum von 1945 bis 1956, d.h. bis in der Bundesrepublik Deutschland das zweite Wohnungsbaugesetz mit dem Ziel der Linderung der Wohnungsnot verabschiedet wurde. Der Wiederaufbau, die Integration von Hunderttausenden von Heimatvertriebenen und die Rückkehr früherer Einwohner beschäftigten noch viele Jahre nach 1945 Alltag und Politik.

Es ist heute kaum mehr vorstellbar, wie problematisch in Rheinland-Pfalz und damit auch im Gebiet des Kreises Kreuznach die Wohnungssituation war. Wer aufgrund der Kriegseinwirkung von der Stadt aufs Land geflohen war, teilte den dort knappen Wohnraum mit der Landbevölkerung. Später wurde ermittelt, dass dort pro Person zehn bis zwölf Quadratmeter zur Verfügung standen, in der Stadt waren es nur fünf bis acht Quadratmeter. Besonders schwer kriegszerstörte Städte verhängten einen Zuzugsstopp. Dazu gehörten Ludwigshafen, Frankenthal, Mainz, Kaiserslautern und Zweibrücken.[22]

Im Zeitraum von 1950 bis 1952 stellte das Land Rheinland-Pfalz 250 Millionen DM zur Förderung des sozialen Wohnungsbaues bereit. Mit diesen Mitteln konnten etwa 50 000 Wohnungen errichtet werden.[23] Auf das Kreisgebiet übertragen hieß das, dass 1950 insgesamt 675 Wohnungen für etwa 3000 Personen neu errichtet wurden. Im Folgejahr wurden im Rahmen des sozialen Wohnungsbauprogrammes 341 Neubauwohnungen erbaut. In normalen Jahren rechnete man in Bad Kreuznach im Schnitt mit 150 bis 170 Neubauten. Für die nächs-

In der Nachkriegszeit errichtete Einfamilienreihenhäuser in (Bad) Sobernheim.
Fundstelle: Kurt Becker (Hrsg.): Heimatchronik des Kreises Kreuznach. Köln 1966, S. 390

Für die Nachkriegszeit typische Siedlungshäuser in Bad Kreuznach am „Krummen Kranz".
Foto: Rainer Seil, Bad Kreuznach

ten 15 Jahre war ein Bedarf an 2500 Wohnungen ermittelt worden. Noch 1950 wohnten im Kreisgebiet 293 heimatvertriebene Familien mit 1201 Personen in notdürftigen Unterkünften.

Aus den Niederschriften der bereits erwähnten Kreissiedlungsgesellschaft vom 19. Juli 1955 ergibt sich, dass deren finanzielle Lage „im Augenblick etwas angespannt" war. Grund war die besonders forcierte Fertigstellung zahlreicher „Bauten für Sowjetzonenflüchtlinge".[24)]

Nach äußerst zähen Verhandlungen verabschiedete der Bundestag 1952 das Lastenausgleichsgesetz, das den Vertriebenen einen Antrag auf gestaffelte Entschädigung für Kriegsverluste in Aussicht stellte. Diese Auszahlungen setzten in den 1950er-Jahren ein und kulminierten in den 1960er-Jahren.[25)]

Erst seit dem 9. Januar 1957 beschlagnahmten die Besatzungsbehörden keinen privaten Wohnraum mehr in Rheinland-Pfalz. In jenem Jahr waren nur noch 200 Wohnungen von den alliierten Streitkräften belegt.[26)]

Nach dem Ende der Umsiedlungsaktion der Heimatvertriebenen innerhalb des Bundesgebietes hatten ungefähr 280 000 Heimatvertriebene in Rheinland-Pfalz eine neue Heimat gefunden.[27)] Das waren acht Prozent der rheinland-pfälzischen Bevölkerung. Im Landkreis Bad Kreuznach wurden 17 222 Flüchtlinge aufgenommen, davon stammten 11 399 aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße, 5823 kamen aus der DDR („Sowjetzone").[28)] Letztmals wurde 1961 in einer Volkszählung nach dem Flüchtlings- und Vertriebenenstatus gefragt. Im bundesdeutschen Durchschnitt lag der Flüchtlings- und Vertriebenenanteil bei 21,5 Prozent der Gesamtbevölkerung.[29)] Das änderte aber wenig an der Tatsache, dass – vom Saarland abgesehen – in Rheinland-Pfalz die wenigsten Heimatvertriebenen ein neues Zuhause fanden.

Abschließend bleibt allgemein festzuhalten, dass die Wohnungsbauförderung aus zweckbestimmten Mitteln auch in späteren Jahren mehrfach verändert wurde.

Ursprünglich wies der deutsche Wohnungsmarkt seit der Industrialisierung permanent ein Wohnungsdefizit auf. Erst in der Bundesrepublik erfolgte ein Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage. Diese Entwicklung geht auf demografische Gründe zurück. Schon in der alten Bundesrepublik, bis 1989, hatte diese Aussage Gültigkeit. Künftig ist jedoch im Zeitalter des demografischen Wandels zu bedenken, dass beim Wohnraumbedarf nicht nur die allgemein stark diskutierte abnehmende Bevölkerungszahl, sondern die Anzahl der Haushalte eine bedeutende Rolle spielen.

Der gegenwärtige Zustrom Hunderttausender von Flüchtlingen aus dem Nahen Osten und aus Südosteuropa in die Europäische Union und vornehmlich auch in die Bundesrepublik Deutschland erinnert nicht nur an die Flüchtlingsströme nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern stellt, was ihre Bewältigung betrifft, eine wohl ähnliche Herausforderung der Aufnahmestaaten dar.

Anmerkungen

1) Sparkasse und Stadtverwaltung Bad Kreuznach, 1991, S. 11
2) W. VOGT, 1966, S. 188
3) E. WAGNER, 2007, S. 19
4) Sparkasse und Stadtverwaltung Bad Kreuznach, 1991, S. 11
5) R. SEIL, 2007, S. 31 f.
6) W. VOGT, 1966, S. 188
7) J. THIES u. von DAAK, 1979, S. 54. Archiv VG Rüd. Best. Rüd. 1, Fach 34/15 Bd. 1-4; Best. Rüd.1 Fach 43/21 und Best. Rüd. 1 Fach 45/11 Bd. 1-16,
8) Vgl. WIKIPEDIA, aufgerufen am12.03.2015.
9) E. WAGNER, 2007, 21
10) R. SEIL, 1998, S. 220
11) Archiv VG Rüd. Best Rüd. 1 Fach 35/15 Bd. IV.
12) Dieses und die beiden folgenden Zitate: Archiv VG Rüd. Best Rüd. 1 Fach 45/11 Bd. 1
13) Archiv VG Rüd. Best. Rüd. 1 Fach 34/45 Bd. 3
14) H. UHLIG, 1954, S.123f.; Institut für Staatsbürger-Bildung in Rheinland-Pfalz, 1957, S. 85; J. ENGERT (Hrsg.), 1996, S. 98; M. BEER, 2007, S. 110
15) H. NEUBACH, 1997, S. 499
16) K. BECKER (Hrsg.), 1966, S. 389 ff.
17) Staatskanzlei (Hrsg.), o.J., S. 40 f.
18) Dieses und die beiden folgenden Zitate: Archiv VG Rüd. Best. Rüd. 1 Fach 45/11 Bd. VI
19) Archiv VG Rüd. Best. Rüd. 1 Fach 45/12
20) Archiv VG Rüd. Best. Rüd. 1 Fach 45/11 Bd. VIII
21) Auf der benachbarten Roxheimer Gemarkung lagen Munitionsbestände der Wehrmacht, die im Jahre 1947 von der französischen Besatzungsmacht kontrolliert gesprengt wurden (R. SEIL, 1998, 226).
22) E. WAGNER, 2007, S. 21-22
23) Für diese und die folgenden Angaben vgl: H. UHLIG, 1954, S. 148.
24) Archiv VG Rüd. Best. 1 Fach 43/21
25) M. BEER, 2007, S. 119
26) Institut für staatsbürgerliche Bildung in Rheinland-Pfalz (Hrsg.), 1957, S. 298
27) Staatskanzlei (Hrsg.), 1980, S. 99
28) W. VOGT, 1966, S. 189
29) M. BEER, 2006, S. 111

Quellen und Literatur

ARCHIV DER VERBANDSGEMEINDE RÜDESHEIM
BECKER, Kurt (Hrsg.): Heimatchronik des Kreises Kreuznach. Köln 1966
BEER, Matthias: Flüchtlinge und Vertriebene in den Westzonen und der Bundesrepublik Deutschland. In: Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (Hrsg.): Flucht Vertreibung Integration. Bonn 2007. S. 109-123
ENGERT, Jürgen (Hrsg.): Die wirren Jahre Deutschlands 1945-1948. Berlin 1996
HAUS DER GESCHICHTE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND (Hrsg.). Flucht Vertreibung Integration. Bonn 2005
INSTITUT FÜR STAATSBÜRGERLICHE BILDUNG IN RHEINLAND-PFALZ (Hrsg.): Rheinland-Pfalz 1947 – 1957. Dokumente der Zeit. Mainz 1957
KÄHLER, Gert (Hrsg.): Geschichte des Wohnens. 1918-1945. Reform Reaktion Zerstörung. Stuttgart 1996
NEUBACH, Helmut: Aufnahme, Eingliederung und Leistung der Vertriebenen. In: Beiträge zu 50 Jahren Geschichte des Landes Rheinland-Pfalz (= Veröffentlichung der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz Bd. 73).Koblenz 1997
SEIL, Rainer: Chronik der Verbandsgemeinde Rüdesheim. Idar-Oberstein 1998
SPARKASSE UND STADTVERWALTUNG BAD KREUZNACH (Hrsg.): Aufbruch aus Trümmern. Bad Kreuznach 1991
STAATSKANZLEI (Hrsg.): Rheinland-Pfalz baut auf. Aus der Arbeit der Landesregierung. Mainz o.J.
TREES/WHITING/OMANSEN/RUHL/THIES/von DAAK (Hrsg.): Stunde Null in Deutschland. Die westlichen Besatzungszonen 1945-1948. Düsseldorf. 1978. 1979. 1980.
UHLIG, Harald: Landkreis Kreuznach. Speyer 1954
VOGT, Werner: Die Geschichte des mittleren und unteren Naheraumes. In: Heimatchronik des Kreises Kreuznach. Köln 1966 S. 75 - 194
WAGNER, Edgar: „Packt an! Habt Zuversicht! Über die Entstehung des Landes Rheinland-Pfalz und seinen Beitrag zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland (= Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz Heft 35). Mainz 2007

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).

Bad Kreuznacher Heimatblätter

Nummer 12/2015

Beilage
Oeffentlicher Anzeiger
Bad Kreuznach

725 Jahre Kreuznacher Stadtrechte

Jubiläumsfeier am 3. Oktober 2015

DOKUMENTATION VON DR. HORST SILBERMANN, BAD KREUZNACH

Mit einem abwechslungsreichen Programm (vgl. Oeffentlicher Anzeiger vom 30. September und vom 5. Oktober 2015) feierte die Stadt Bad Kreuznach am 3. Oktober dieses Jahres ihre 725 Jahre zurückliegende, durch König Rudolf von Habsburg am 9. Januar 1290 urkundlich verfügte Erhebung zur Stadt.

Zu dem aus diesem Anlass in der Pauluskirche begangenen Festakt konnte Frau Oberbürgermeisterin Dr. Heike Kaster-Meurer zahlreiche Festgäste begrüßen. Frau Cindy Rinck, die neue Kantorin der Pauluskirche, die Big Band des Lina-Hilger-Gymnasiums mit Bandleader Marco Spohn und das den gregorianischen Gesang pflegende „Chorale Augustiniense“ aus Pfaffen-Schwabenheim waren mit Musikbeiträgen beteiligt; eine Theatergruppe bot eine szenische Darstellung zur Verleihung der Stadtrechte und Schüler der drei Bad Kreuznacher Gymnasien trugen interessante künstlerische und historische Projekte zum Stadtjubiläum bei.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung standen die Festrede der Historikerin Dr. Heidrun Ochs (Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität Mainz) und ergänzende Ausführungen von Dr. Michael Vesper (Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach), auf die später genauer eingegangen werden soll.

Begrüßungsansprache der Oberbürgermeisterin

Auch Frau Oberbürgermeisterin Dr. Kaster-Meurer ging in ihrer Begrüßungsansprache, in der sie Persönlichkeiten aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Kultur sowie aus der Partnerstadt Bourg-en-Bresse willkommen hieß und allen Mitwirkenden sehr herzlich dankte, auf einige zentrale Aspekte der Bad Kreuznacher Stadtgeschichte ein. Die folgenden Zitate mögen dies belegen:

„[...] vor 725 Jahren erstellten die Schreiber von König Rudolf von Habsburg die Urkunde, die wir heute als ersten Beleg für die Existenz der Stadt Bad Kreuznach ansehen.

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts bauten die Grafen von Sponheim Kreuznach zu ihrem wirtschaftlichen Mittelpunkt aus. Weinanbau und Weinhandel waren die wesentlichen Stützen. Auch militärisch wurde Crucenach weiter ausgebaut: Die Grafen ließen eine Burg errichten, die spätere Kauzenburg. Zu deren Füßen wuchs im Laufe der folgenden Jahre die Stadt dann kontinuierlich. Burgmannen und Handwerker wurden angesiedelt, Rathäuser, Amtshäuser und Zunftbauten entstanden. [... Am] 9. Januar 1290 verlieh König Rudolf von Habsburg der Stadt und Feste Kreuznach die Immunität, die Rechte und Freiheiten, wie sie seit 1226 bereits der Freien Reichsstadt Oppenheim zustanden.

Die Urkunde erzählt uns von einem lokalen Ereignis. Die Welt aber wird kaum Notiz genommen haben von der kleinen Siedlung an der Nahe, deren Alt- und Neustadt schon bald durch einen steinerne Brücke verbunden wurden.

Dennoch hat sich Kreuznach, diese kleine Stadt an der Nahe, die aus einer keltischen Siedlung hervorgegangen ist, nach 725 Jahren zu einem attraktiven Mittelzentrum am Rand der Metropolregion Rhein-Main entwickelt.

725 bewegte und ereignisreiche Jahre haben diese Stadt geformt.

Kreuznach war Schauplatz von herausragenden Ereignissen der Menschheitsgeschichte, wie beispielsweise [... dem] erste(n) Treffen des französischen Staatspräsidenten Charles de Gaulles mit dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer.

Architektonische Höchstleistungen wie die Pauluskirche und die Mühlenteichbrücke mit ihren Brückenhäusern gehören zur 725 jährigen Geschichte dazu, genauso wie die Bauten der Neuzeit in den Konversionsgebieten.

Bad Kreuznach ist eine Stadt am Fluss, die immer mit dem Fluss lebt, und die Nahe bringt ja immer zum Jahresende [mit ihren Hochwassern] nachdrücklich in Erinnerung, dass sie dazu gehört.

Das noble Mäzenatentum einiger Bürger gehört genauso dazu wie die Originale auf dem Kornmarktbrunnen.

Das 725-jährige Jubiläum könnte ein x-beliebiges sein – es ist es nicht – es ist ein Jubiläum beider Seiten einer Medaille – Glanz und Elend, Aufstieg und Niedergang, Stolz und Demütigung.

All dieses ist ‚Civitas', Stadt. [...]

Was ist es aber heute, was Bad Kreuznach ausmacht? Warum hat diese Stadt eine solche Ausstrahlung? [...]vielleicht gibt es für alle Dinge, die Bad Kreuznach ausmachen, doch eine Erklärung: Dieses unglaubliche Engagement in und für Kreuznach. Wir erleben es in vielen Bereich des täglichen Lebens in unserer Stadt. [...]

Das ehrenamtliche Engagement in unserer Stadt ist enorm groß und ich bin davon überzeugt, dass es die Haltung und das Miteinander und damit auch die Stimmung in unserer Stadt prägt. [...]

Die [...] Urkunde von 1290 hat uns heute hier veranlasst zusammen zu kommen. Aber mehr noch: Voller Hoffnung, Erwartung und Freude können wir dem entgegen sehen, was in Bad Kreuznach noch geschehen wird.“

In mittelalterlichem Gewand begrüßte Oberbürgermeisterin Dr. Heike Kaster-Meurer die Gäste der Jubiläumsfeier.
Foto: Harald Gebhardt, Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

Festvortrag von Dr. Heidrun Ochs

Ausgehend von der Michel-Mort-Sage legte die Mainzer Historikerin Dr. Heidrun Ochs in ihrem Festvortrag „Das Werden einer Stadt“ auf der Grundlage der einschlägigen Forschung detailliert dar, wie sich Kreuznach während des 13. Jahrhunderts zur Stadt entwickelte und welche Rolle die Grafen von Sponheim als Stadtherren, die Kreuznacher Bürger und König Rudolf von

Die Big Band des Lina-Hilger-Gymnasiums unter Bandleader Marco Spohn wirkte mit zwei Musikbeiträgen am Festprogramm mit.

Foto: Hansjörg Rehbein, Stadtverwaltung Bad Kreuznach

Habsburg dabei spielten. Im Folgenden ist der Vortrag in wörtlichen Auszügen und Textzusammenfassungen verkürzt wiedergegeben. Ein erstes Zitat im Wortlaut:

„Die Sage von Michel Mort führt uns mitten hinein in jene Zeit, die uns hier interessiert, sie führt uns in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, in der Kreuznach die entscheidenden Schritte zur mittelalterlichen Stadt vollzog, in die Phase der Geschichte der Stadt Kreuznach, in der die Grafen von Sponheim und die Einwohner von Kreuznach den Status des Ortes verhandelten und festlegten. Den Anfang dieser Entwicklung kann man kaum festmachen, in diesem Fall lassen uns die Quellen einfach im Stich. Doch ein Markstein dieser Entwicklung kann sehr genau benannt werden: die Urkunde Rudolfs I. von Habsburg für Graf Johann von Sponheim die dieser [...] am 9. Januar 1290 erhielt und deren 725-jähriges Jubiläum wir heute feiern. Werner Vogt, der sich um die Erforschung der Geschichte des mittelalterlichen Kreuznachs verdient gemacht hat, urteilt über dieses Privileg: ‚Die Verleihung der Oppenheimer Stadtrechte durch König Rudolf I. von Habsburg schloß die Entwicklung zur Stadt auch von Seiten des Reiches ab.' [...]

Die Urkunde wurde am 9. Januar 1290 in Erfurt ausgestellt. König Rudolf I. von Habsburg bekundet darin, dass er ‚wegen erwiesener Treue auf Bitten des Grafen Johann von Sponheim dessen Feste Kreuznach gefreit und dem Ort alle Immunitäten zugestanden [hat], die seine Vorgänger, Kaiser und Könige, neuen Befestigungen zuzugestehen pflegen. Die Stadt und ihre Bürger sollen sich künftig der Freiheit erfreuen, die die Reichsstadt Oppenheim genießt; die Rechte des Reiches bleiben davon unberührt." [...]

Um die Bedeutung der zitierten Urkunde für die Stadtentwicklung Kreuznachs zutreffend beurteilen zu können, fragte die Referentin zunächst nach den Kriterien, die eine mittelalterliche Stadt ausmachten und führte dazu aus:

„Eine der besten Antworten auf diese Frage hat Max Weber Anfang des letzten Jahrhunderts gegeben: Eine Stadt im Mittelalter wird ihm zufolge allem voran durch die Stadtgemeinde gekennzeichnet, also dadurch, dass ein Teil der städtischen Bevölkerung sich durch einen Eid miteinander verbunden und auf die Einhaltung bestimmter Regeln verpflichtet hat. Das heißt, man war nicht automatisch Teil der Stadtgemeinde, weil man in dieser Siedlung lebte, sondern musste dieser Schwurgemeinschaft aktiv beitreten. [...] Eine Siedlung war also dann eine Stadt, wenn es dort eine Stadtgemeinde gab und sie fünf Kriterien im Wesentlichen erfüllte: Es gab eine Mauer und einen Markt, die Stadtgemeinde hatte vom Stadtherrn Rechte erhalten und konnte sich auch selbst Recht setzen, und sie war in einem bestimmten Rahmen autonom und verwaltete sich selbst. Kaum eine Stadt [...] erfüllte die Kriterien in vollem Umfang. Meist waren sie unterschiedlich ausgeprägt und machten somit den spezifischen Charakter einer Stadt aus. Sie sind jedenfalls die Punkte, auf die wir auch für Kreuznach achten müssen, um die Entwicklung zur Stadt nachzeichnen und die Bedeutung des Privilegs von 1290 einschätzen zu können."

Im Weiteren ging Frau Dr. Ochs der Frage nach, welchen Rechtstatus der unter sponheimisch-gräflicher Herrschaft stehende Ort bereits vor 1290 erreicht hatte. Dazu die folgenden Zitate:

„Einen [...] Besitzkomplex am Fuße des Kauzenbergs hatte Kaiser Heinrich III. im Jahr 1045 den Bischöfen von Speyer geschenkt, die ihn den Grafen von Sponheim als Lehen übertrugen. Die Sponheimer, die in Naheraum und Hunsrück eine der wichtigsten Adelsfamilien waren, bauten dort eine Siedlung auf. So konnte Graf Meginhard von Sponheim schon im Jahr 1127 in seiner villa Crucinach urkunden. Diese Siedlung dürfte in dem Bereich, in dem der Ellerbach in die Nahe fließt, gelegen haben und als ‚Keimzelle der heutigen Stadt Bad Kreuznach' gelten. Vor 1205 begann der Graf von Sponheim mit dem Bau einer Burg auf dem Besitz des Speyerer Hochstifts. [...]

Welchen Status hatte nun Kreuznach in der Mitte des 13. Jahrhunderts? Aus dieser Zeit datiert die erste überlieferte Regelung über das städtische Recht, eine Urkunde Graf Simons von Sponheim und seiner Frau Margarethe für Kreuznach. Auf die Probleme der Überlieferung und Datierung der Urkunde möchte ich nicht eingehen, es spricht jedoch einiges dafür, ihre Ausstellung auf das Jahr 1248 zu datieren und in Verbindung mit der territorialen Entwicklung der Grafschaft Sponheim und dem damit verbundenen Machtzuwachs zu sehen. [...] In der Urkunde selbst heißt es, die Bestimmungen seien mit den Geschworenen, Schöffen und der Gemeinde von Kreuznach gemeinsam vereinbart worden. Wir werden wohl annehmen können, dass sich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bestimmte Gewohnheiten entwickelt haben, die sich zu geltendem Recht verfestigten. [...] Wichtig ist aber, dass die Bestimmungen mit den Bewohnern von Kreuznach verhandelt wurden. Das somit schriftlich niedergelegte Recht für Kreuznach wurde den Bewohnern der Stadt als Privileg von Graf Simon und seiner Frau Margarethe verliehen.

Was wurde ihnen bestätigt beziehungsweise. welches Recht erhielten die Kreuznacher im Jahr 1248? [...] Ich erinnere [...] an die Kriterien der Stadtdefinition und möchte besonders Stadtgemeinde und Selbstverwaltung hervorheben. Das Privileg spiegelt vor allem die gräflichen Interessen wider. Zentrale Punkte sind die Einsetzung des Schultheißen als dem Vertreter des Herrn in Kreuznach, die Einnahmen des Grafen von Weinabgabe, Feuerstättenzins, Bannweinverkauf und Gerichtsbußen, die Regelung der Niedergerichtsbarkeit, die Befestigung des Ortes und die Organisation der Heeresfolge. Für unseren Zusammenhang ist die Benennung der Empfänger des Privilegs von Interesse, es sind die iurati, scabini und universitas, also die Geschworenen, Schöffen und die Gemeinde. Bleiben wir erst bei der Gemeinde: Die Bezeichnung der Gesamtheit der Bewohner als universitas belegt, dass die Kreuznacher nicht nur eine lose Gemeinschaft waren, sondern spätestens 1248 eine Bürgergemeinde bildeten, die sich durch den Schwur des Bürgereides konstituierte. Zudem werden als Empfänger die iurati, die sogenannten Geschworenen genannt. Über sie ist wenig bekannt, aber dieses Gremium könnte dafür verantwortlich gewesen sein, die Steuerlast auf die Bürger von Kreuznach umzulegen. Somit ist nicht nur die Gemeinde zu belegen, sondern auch ein Gremium, das die Gemeinde wohl repräsentiert hat und erste Aufgaben der Selbstverwaltung übernommen hat. Dazu gehörte auch, so wurde es im Privileg bestimmt, ihre Zustimmung, wenn jemand in die Gemeinde aufgenommen werden oder ausscheiden wollte. Kreuznach bildete also Mitte des 13. Jahrhunderts eine Bürgergemeinde mit einem Repräsentativorgan als Vertretung, das zudem Aufgaben der Selbstverwaltung übernahm – alles im Rahmen der gräflichen Herrschaft, die sich in der Pflicht zu Heeresfolge und Fronfahrten, also der Verpflichtung, Fahrdienste für die Grafen zu leisten, zeigt und die vor allem in der Einsetzung des Schultheißen als dem Vertreter des Grafen in Kreuznach sehr deutlich wird. Der Schultheiß bildete mit den genannten Schöffen, den scabini, das Ortsgericht, in dem alle Streitfälle zwischen den Mitgliedern der Gemeinde verhandelt wurden. Die Nennung der Schöffen erst an zweiter Stelle nach den Geschworenen könnte einen interessanten Anknüpfungspunkt liefern, um Näheres über die Verhältnisse in Kreuznach zu erfahren. Das heißt, es gab in Kreuznach wohl zwei Gremien, und die Geschworenen hatten als Vertreter der Gemeinde wohl zumindest zeitweise den Vorrang vor den stadtherrlichen Schöffen. Hieran könnte eine ganze Reihe von Fragen anschließen: Wer waren die Geschworenen und Schöffen in Kreuznach? Wer wählte die Mitglieder der Gremien und wer setzte sie ein? Wer konnte also Einfluss auf die Zusammensetzung der beiden Gremien nehmen und somit auf die Geschicke der Stadt?

Die Mainzer Historikerin Dr. Heidrun Ochs behandelte in ihrem wissenschaftlich fundierten Festvortrag die Stadtwerdung Kreuznachs im 13. Jahrhundert.

Foto: Harald Gebhardt, Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

In einer szenischen Darstellung nahm die Oberbürgermeisterin als mittelalterliche „Schultheißin“ kostümiert die Stadtrechte entgegen. Foto: Harald Gebhardt, Oeffentlicher Anzeiger Bad Kreuznach

Und schließlich: Wie war das Verhältnis zwischen den beiden Gremien, wie entwickelten sie sich und aus welchem der beiden entstand schließlich der städtische Rat? Untersuchungen zu anderen sogenannten kleinen Städten zeigen, dass die Antworten auf diese Fragen interessante Einblicke in die Struktur und das Funktionieren der mittelalterlichen Gesellschaft von Kreuznach gewähren könnten, aber wir müssen sie heute leider aufgrund fehlender Vorarbeiten unbeantwortet lassen. Mit guten Gründen kann Kreuznach zwar schon 1248 der ‚Status einer kleinen, landesherrlichen Stadt' zugewiesen werden, denn der Ort hatte wichtige Entwicklungsschritte zur Stadt vollzogen, die mit dieser Urkunde erstmals deutlich greifbar sind, doch ist die Distanz zur vollausgebildeten Stadt noch zu erkennen – sehr umfangreich sind noch die Rechte in gräflicher Hand, deutlich stecken die kommunalen Strukturen und Rechte noch in den Anfängen.“

Anschließend legte Frau Dr. Ochs dar, wie der 1248 fixierte Kreuznacher Rechtsstatus durch zwei weitere gräfliche Urkunden aus den Jahren 1270 und 1277 erweitert wurde und ging schließlich genauer auf das durch König Rudolf von Habsburg gewährte Stadtrechtsprivileg vom 9. Januar 1290 ein, indem sie unter anderem ausführte:

„Die Urkunde enthält zwei Punkte: Zunächst wird Kreuznach gefreit und Immunität zugesprochen; dann werden ihm die Freiheiten der Stadt Oppenheim übertragen. Was ist damit gemeint? Zum ersten Punkt: Indem Rudolf Kreuznach freit, befreit er den Ort von sonst geltendem Recht oder von Rechten Dritter, das heißt, Kreuznach wurde aus der ländlichen Umgebung mit dem dort geltenden Recht herausgelöst. Der König bestätigte und bekräftigte mit dem Privileg von 1290 also die von den Grafen von Sponheim gewährten Privilegien und Rechtssetzungen für Kreuznach. Zum zweiten Punkt: Mit der Übertragung des Oppenheimer Rechtes wurde Kreuznach weder das gesamte Verfassungs- und Rechtssystem der Reichsstadt Oppenheim noch deren Privilegien übertragen. Bereits im Mittelalter ist es in dieser Beziehung zu Missverständnissen gekommen. So sah sich Kaiser Ludwig der Bayer 1332 gezwungen, klar zu stellen, dass eine solche Privilegierung nicht bedeute, die beliehenen Städte hätten dadurch alle Freiheit und besondere Gnade, die die Städte des Königs und des Reiches von ihm oder früheren römischen Kaisern und Königen erhalten. Vielmehr bedeute eine derartige Freiheitsverleihung, dass sie Wochenmärkte einrichten dürften. Außerdem dürften sie bei Unsicherheiten in der Rechtsprechung um Rat bei der Stadt nachfragen, deren Freiheit er ihnen gegeben habe. [...] Das bedeutet also, Kreuznach erhielt mit dem Privileg Rudolfs das Marktrecht in der Form, in der es Oppenheim besaß. Zudem konnte sich das Kreuznacher Gericht, sollte kein Urteil gefällt werden können, nach Oppenheim wenden, um den Rat des dortigen Gerichtes zu suchen.“

Mit dem folgenden „Ausblick“ schloss die Referentin ihre Ausführungen ab:

„Bei allen Überlegungen zur Bedeutung des Privilegs von 1290 sollten wir nicht vergessen, dass wir das Privileg aus der Rückschau beurteilen können und die weitere Entwicklung kennen. Die Kreuznacher, die im Jahr 1290 lebten, wussten vielleicht nichts von der Existenz des Privilegs. Aber sie kannten sicher die gräflichen Privilegien. Diese Privilegien aus den Jahren 1248, 1270 und 1277 dürften für sie wesentlich gewesen sein, sie wurden im städtischen Archiv aufbewahrt, sie waren für sie Mittel zum Nachweis und zur Durchsetzung ihrer Rechte. Das königliche Privileg von 1290 erhielt der Graf von Sponheim, und er konnte daran anknüpfend seine Stadt Kreuznach weiter ausbauen. Die Bedeutung Kreuznachs für die Grafen von Sponheim zeigte sich auch im Ausbau der Stadt als sponheimische Residenz, anknüpfend an die Burg, die Burgmannenhäuser, die Wohnsitze der Amtmänner, aber auch die Ausstattung der Stadt mit dem Karmeliterkloster und vor allem der Verlegung der Pfarrkirche in die Altstadt im Jahr 1332, in der wir heute das Jubiläum der Stadtrechtsprivileges von 1290 feiern. Mit diesem Privileg wurden alle Rechte und Privilegien der Sponheimer für ihre Feste Kreuznach reichsrechtlich abgesichert und dem Ort nach dem Vorbild von Oppenheim das Marktrecht und die Möglichkeit des Rechtszuges verliehen. Es schließt somit den Prozess der Stadtwerdung Kreuznachs gleichsam ab.“

Redebeitrag von Dr. Michael Vesper

Dr. Michael Vesper beschäftigte sich in seinem Redebeitrag zunächst ebenfalls mit der Kreuznacher Stadtwerdung im 13. Jahrhundert und wandte sich anschließend der weiteren stadtgeschichtlichen Entwicklung zu, die er wie folgt skizzierte:

„Leider kamen der Stadt 1437 ihre [sponheimischen] Stadtherren abhanden und man tauschte – großes Unglück – [...] nicht [...] einen, sondern [...] drei Stadtherren ein, die Pfalzgrafen, die Markgrafen von Baden und die Grafen von Veldenz. Die hatten nun alle ein Interesse daran zu kassieren und mitzuregieren, aber nur ein geringes Eigeninteresse an der Entwicklung der Stadt – die Beute war ja zu teilen, die Herrschaftsschwerpunkte lagen anderswo. Bad Kreuznach und das territorial extrem zerrissene Naheland wurden zum ‚Nebenland' – alles wurde irgendwie von irgendwo aus mitregiert, die Kraftzentren lagen anderswo. Eine Situation, die bis heute nachwirkt.

Der Zugehörigkeit zur Pfalz verdankten die Bewohner zwei blutige Intermezzi im Dreißigjährigen Krieg: Spanier eroberten die Stadt, später die Schweden , und ebenso wurde Bad Kreuznach Opfer im pfälzischen Erbfolgekrieg, als die Franzosen neben der Kauzenburg große Teile der Neustadt niederbrannten – auch die Pauluskirche. So wie diese Kirche erst nach 100 Jahren wieder aufgebaut werden konnte, brauchte die Bevölkerung insgesamt 100 Jahre, um sich von den Katastrophen des 17. Jahrhunderts zu erholen.

Und dann natürlich immer wieder Hochwasser – so etwa 1725 mit 34 bis 45 Toten und über 200 zerstörten Häusern. Aber das Wasser, das soviel Leid bringen konnte, ging wieder, die Herren blieben.

Das 18. Jahrhundert war dann das wittelsbachische – die Pfalzgrafschaft war Alleinherrscher der Stadt. Kein bedrückender – die Bürgerschaft war eher mit Konflikten mit sich selbst beschäftigt, Ausdruck der wirtschaftlichen Not und damals schon desolaten Finanzen der bitterarmen Landstadt. Die Geschichte der Zeit der Wittelsbacher muss noch geschrieben, Bilanz muss noch gezogen werden.

Den Wittelsbachern folgten die Franzosen. Erst wurde die Stadt von Revolutionstruppen erobert und übel mitgenommen, dann errichtete Napoleon sein Herrschaftssystem, das auf der systematischen Ausplünderung der eroberten Gebiete basierte und immer neue Menschopfer forderte. 15

Dr. Michael Vesper (Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach) schlug in seinem temperamentvollen Redebeitrag anhand ausgewählter Aspekte den Bogen der Kreuznacher Stadtgeschichte bis zur Gegenwart. Foto: Hansjörg Rehbein, Stadtverwaltung Bad Kreuznach

Das „Chorale Augustiniense“ aus Pfaffen-Schwabenheim erzeugte mit gregorianischem Gesang mittelalterliche Atmosphäre. Foto: Hansjörg Rehbein, Stadtverwaltung Bad Kreuznach

Jahre gehörte Bad Kreuznach zu Frankreich, die Rechnung dafür in Form von Schuldentilgung zahlte man auch im 19. Jahrhundert noch, nachdem die Namen der Toten, die diese Zeit durch Krieg und Epidemien gefordert hatte, längst vergessen waren.

Es folgten nach einem Zwischenspiel der bayerisch-österreichischen Regierung 116 Jahre preußischer Verwaltung und dann die 12 Jahre der Gleichschaltung durch die Nationalsozialisten, bis sich die Stadt dann 1946 durch Verfügung der Westalliierten im neuen Bundesland Rheinland-Pfalz wiederfand und aus den Bundesländern bildete sich ja bekanntlich unsere Bundesrepublik. In der Verfassung ist der Grundsatz der kommunalen Selbstverwaltung festgelegt. Heute untersteht die Stadt bekanntlich der Kommunalaufsicht des Landes, die durch die ADD ausgeübt wird.

Das war es dann mit dem Wechsel – vorläufig …

So hatten sich die Menschen, die hier lebten immer wieder mit einer Herrschaft zu organisieren, immer Wege zu finden, um trotz allem möglichst viel für ihr persönliches Leben heraus zu holen.“

In einer langzeitperspektivischen Betrachtung wies Dr. Vesper sodann nach, dass die im 13. Jahrhundert entstandene Grundkonstellation der für die Stadt maßgeblichen Faktoren (Stadtherr, Bürgerschaft, Verwaltung) für mehr als 500 Jahre wirksam blieb und erst in der preußischen Gemeindeverordnung von 1845 und in der Einführung des allgemeinen Wahlrechts im 20. Jahrhundert entscheidende Veränderungen erfuhr. Dazu einige Textauszüge:

„Die Stadtherren interessierten sich vor allem dafür, was aus den Bürgern an Geldern heraus zu holen war, und welche Versorgungsmöglichkeiten (zum Beispiel für eigene Angehörige) sich boten. Angehörige der Herrenschicht versuchten sich weitgehend der Steuerpflicht und der Gerichtsbarkeit zu entziehen. Wichtige Aufgaben der Gemeinschaftspflege [...] wurden der Stadt als Aufgabe übertragen oder besser: überlassen.

Es war der Stadtrat, der diese Aufgaben – sogar unter Einschluss der Kriminalgerichtsbarkeit – übernahm. Das hört sich modern an, war aber ein vom Landesherrn eingesetztes Gremium, das sich selbst ergänzte – als eine Art Stadtaristokratie und ein recht selbstherrliches und eigennütziges Regiment entfaltete. 7 Bürger aus jeder Stadthälfte gehörten dazu. Sie hatten mit den Amtmännern beziehungsweise später mit dem kurpfälzischen Amtmann zusammen zu arbeiten. Chef der Bürgerschaft war der Schultheiß. Über die Arbeit dieses Gremiums wissen wir gut Bescheid. Unser Archiv hütet und pflegt als einen seiner Schätze die fast vollständigen Protokollbücher der Jahre 1506 bis 1796 – ein tolles Editionsvorhaben übrigens.

Als Gegengewicht bildete sich, wann weiß man nicht genau, ein 28er Rat, dem je 14 Bürger aus beiden Stadtteilen angehörten. Er vertrat die Interessen der Menschen der Bürgerschaft gegen Stadtrat und Stadtherren und hatte die Macht der 14 Zünfte hinter sich – verfügte aber über keine Entscheidungskompetenzen.

Das ganze 18. Jahrhundert war diesem Dauerkonflikt gewidmet, dem Gegensatz von Bürgerschaft und Stadtrat. Letzterem wurde massive Misswirtschaft und die Schuld für die Finanzkrise vorgeworfen. Ob zurecht müsste man genauer untersuchen. Die Vorwürfe waren drastisch. So soll der Stadtrat – dies nur eine Anekdote – wertvolles Gemeindeland viel zu billig verscherbelt und soll es dann in unserem schönen Gasthaus zur Krone verzecht haben. Ob es wahr ist, weiß man nicht, aber man sieht, was die Menschen voneinander erwarteten.

Endlos die Klageschriften, jahrzehntelang die Prozesse, beide Seiten versuchten den Pfalzgrafen zu gewinnen. Der holte einmal zum Befreiungsschlag aus, setzte gleich alle ab und löste den aufmüpfigen 28er Rat auf, wohl um Ruhe zu kriegen. Hat alles nichts geholfen, und dann kamen die Franzosen und die Sache hatte sich für diesmal sowieso erledigt. Bei allen diesen Konflikten blieben aber die Parteien in dem Rollenspiel und der Aufgabenverteilung, die einmal festgelegt worden war und, wie unser Vereinsfreund Friedrich Schmitt dargelegt hat, waren die Privilegien der Bürgerschaft und jene Bestätigungen und Modifizierungen, die über die Jahrhunderte folgten, stets der Ordnungsrahmen, in dem sich die Handelnden bewegten. Im Jahr 1746 fasste der Landesherr noch einmal alle diese Privilegien seit dem 13. Jahrhundert zusammen, um die Rechtslage zu klären, auf deren Grundlage die Konflikte in der Stadt zu beurteilen waren. [...]

Der Stadtrat war auch Stadtgericht. Er war für die gesamtschuldnerische Einziehung der Steuern für den Landesherrn zuständig. Er wachte über die Marktordnung so wie die Zünfte die Berufsordnung organisierten. Die Bürgerschaft teilte sich in grundbesitzende und zünftisch organisierte Vollbürger, in Freibürger, das waren all die steuer- und lastenbefreiten Angehörigen von Adel, Beamtenschaft und Geistliche, in Beisassen, die bei irgendwem dabei saßen, aber keine eigenen Rechte hatten, und in die Judenschaft, die dem Schutz der fiskalischen Begehrlichkeit des Landesherrn direkt unterstanden. [...]

Eine einschließlich der Rechtspflege selbst organisierte Gemeinde. Eigentlich schön. Nur bitterarm und von sozialen Gegensätzen zerrissen. Das Sagen hatte eine kleine Schicht, eine Oligarchie, die im Stadtrat abgebildet war. Alle Ämter, Stadtrat, 28er Rat, wurden auf Lebenszeit ernannt. Handwerker-Bauern bildeten die soziale Basis des Ortes – doch ohne politischen Einfluss. Daneben standen: die Besitzlosen – das heißt die Grundbesitzlosen – die Kranken, die außerhalb der Rechtsordnung stehenden Freibürger Adlige, Beamte der Kurpfalz – Geistliche und die Juden.

Diese Gegensätze fanden im 18. Jahrhundert keinen Ausgleich. Und auch in preußischer Zeit änderte sich die soziale Basis des Stadtregimentes (zunächst) nicht.

Erst die preußische Gemeindeordnung von 1845 vollzog einen entscheidenden Schritt , indem sie festlegte: zu der Gemeinde gehören alle Einwohner, nicht nur die Vollbürger wie alle die Jahrhunderte zuvor. Aber es sind immer nur die Personen, die mit einem Hause ansässig sind. Doch die Hauptrolle spielen hier die nach der Steuerkraft ermittelten Meistbeerbten. Der Name spricht für sich. Diese Meistbegüterten wählten und bildeten den Gemeinderat.

So können wir unschwer feststellen, dass in den 725 Jahren die Bürger, die nicht zu dem Meistbeerbten gehörten, in der Stadt wenig zu entscheiden hatten. Erst das allgemeine Wahlrecht brach den Damm, die Wahl von Räten und Ämtern auf Zeit und damit auch die Abwählbarkeit. Eine Errungenschaft, die leider die Bürger immer weniger zu schätzen wissen.“

Als Schlussgedanken seiner Ausführungen formulierte Dr. Vesper die Vermutung, dass die Hauptsache für die zu den verschiedensten Zeiten in Kreuznach lebenden Menschen weniger die Auseinandersetzung mit den eher abstrakten kommunalrechtlichen Strukturen war, als vielmehr die Wahrnehmung der konkreten Möglichkeiten, mit ihren Familien „hier gut und auskömmlich leben (zu) können.“ In diesem Sinne schloss er mit einigen Zeilen aus Goethes „Osterspaziergang“ (Faust I):

„Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohen finstren Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor. [...]
Sieh nur sieh! Wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß, in Breit und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an. [...]
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Die Bad Kreuznacher Heimatblätter erscheinen monatlich in Zusammenarbeit mit dem Verein für Heimatkunde für Stadt und Kreis Bad Kreuznach e.V. (i. A. Dr. Horst Silbermann, Dienheimer Berg 11, 55545 Bad Kreuznach, Telefon 0671/349 57, E-Mail horst.silbermann@web.de).